

PANOPTICA

frauen.kultur.tirol 2015



INHALT

frauen.kultur.tirol

Vorwort

Landesrätin Dr. Beate Palfrader Seite 5

Einleitung

Seite 7

Kultur

Porträt: Julia Gschnitzer – Das Leben, ein erfüllendes Spiel Seite 8

Renate Linser-Sachers

Die Violine ist weiblich, das Saxophon auch Seite 12

Ursula Strohal

Eine Tiroler Kammer für sich allein Seite 18

Gabriele Wild

Mode – Design von und in weiblicher Hand. Es sieht gut aus... Seite 24

Ulla Furlinger

Kunst

Porträt: Ilse Abka-Prandstetter – In meinen Bildern kann ich lachen und weinen Seite 30

Edith Schlocker

Das kühne Fräulein Knittel Seite 36

Nina Stainer

„Steine bewegen...“. Weibliche Bildhauerkunst in Tirol Seite 42

Gabriela Nepo-Stieldorf

„Ein Trachtenmädchen bin ich nicht!“ Seite 48

Andrea Aschauer

Kaleidoskop

Frauen in der Medizin – Einsatz ohne Grenzen Seite 54

Silvia Albrich

Von der Pfarrerköchin zur Pfarrhofmanagerin Seite 60

Daniela Pfennig

Die Eule, Frauen und Rechte – Fazit einer bewegten Geschichte Seite 66

Verena Pahl

Amazonen am Arbeitsmarkt? Seite 70

Jenny Illing

Kaleidoskop ... des Mannes

Aus der Anonymität heraustreten. Jetzt. Ja- und Nein-Sagen. Selbstbestimmt. Seite 76

Winfried Werner Linde

Autorinnen und Autor Seite 80

VORWORT

„Warum hat es keine großen Künstlerinnen gegeben?“, fragte die feministische Kunsthistorikerin Linda Nochlin in einem Essay im Jahr 1971. Ihre Antwort: Große Künstlerinnen konnte es ebenso wenig geben wie erfolgreiche Eskimo-Tennisspieler. Es fehlten einfach alle Voraussetzungen dafür. Frauen wurden zum Beispiel lange Zeit gar nicht zur künstlerischen Ausbildung zugelassen. Zwar betätigten sich Frauen auch in früheren Jahrhunderten durchaus kulturell, dies wurde jedoch in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen bzw. galt die Frau in der Kunst als Muse oder Modell, nicht jedoch selbst als Künstlerin. Noch im Jahr 1977 gab es eine große Aufregung, als bei einer Ausstellung im Berliner Schloss Charlottenburg unter dem Titel „Künstlerinnen International“ ausschließlich Werke von Frauen gezeigt wurden.

Im Lauf der letzten Jahrzehnte hat sich einiges gewandelt. Mehr als die Hälfte der Studierenden an den Kunsthochschulen ist weiblich und auch in den Führungsebenen der Kulturbetriebe sind zunehmend mehr Frauen vertreten. Wichtig für den Erfolg im Kulturbereich sind neben der künstlerischen Qualität vor allem auch gute Vernetzung und Präsenz. Diese Präsenz und öffentliche Wahrnehmung möchte „Panoptica.frauen.kultur.tirol“ dem weiblichen Kulturschaffen in Tirol vermitteln.

Ich freue mich daher sehr, dass bereits die 3. Ausgabe von Panoptica vorliegt und wieder viele interessante Frauen aus Kunst und Kultur vor den Vorhang geholt werden. Für die Redaktion zeichnet in bewährter Weise Petra Streng verantwortlich. Sie hat ein spannendes Potpourri an Beiträgen zusammengestellt, die das breite Spektrum des weiblichen Engagements in Kunst und Kultur sehr gut widerspiegeln. Der Bogen spannt sich vom Schauspiel über Musik, Literatur und Design bis hin zu weiblicher Bildhauerkunst. Dabei ist der Blick nicht nur auf das Kunst- und Kulturschaffen begrenzt, sondern richtet sich generell auf weibliche Lebenswelten und rückt Frauen in den Fokus, die mutig neue Wege gehen und etwas bewegen.

Die drei Ks, die die Konzeption von Panoptica prägen, „Kunst“, „Kultur“ und „Kaleidoskop“ möchte ich um drei weitere Ks ergänzen: „Können“, „Kreativität“ und „Konsequenz“. Diese 3 Ks charakterisieren für mich sehr gut das weibliche Kulturschaffen in Tirol und werden in der vorliegenden Ausgabe der Panoptica eindrucksvoll dargestellt. Ich danke Petra Streng sowie allen Autorinnen und dem Autor für ihre hervorragende Arbeit und die facettenreichen, interessanten und immer wieder überraschenden Beiträge und Sichtweisen.



Foto: Land Tirol/Aichner

Freuen Sie sich auf eine spannende, kurzweilige Lektüre und tauchen Sie in die vielschichtigen Lebenswelten der Frauen in Tirol ein!

Dr. Beate Palfrader
Landesrätin für Bildung, Familie und Kultur

Impressum

Eigentümer, Herausgeber, Verleger:

© Amt der Tiroler Landesregierung

Für den Inhalt verantwortlich: HR Dr. Thomas Juen, Abteilung Kultur, Leopoldstraße 3/4, 6020 Innsbruck;

email: kultur@tirol.gv.at

Redaktion: Dr. Petra Streng · Druck- und Gesamtherstellung: Tiroler Repro Druck, Valiergasse 40, 6020 Innsbruck

Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

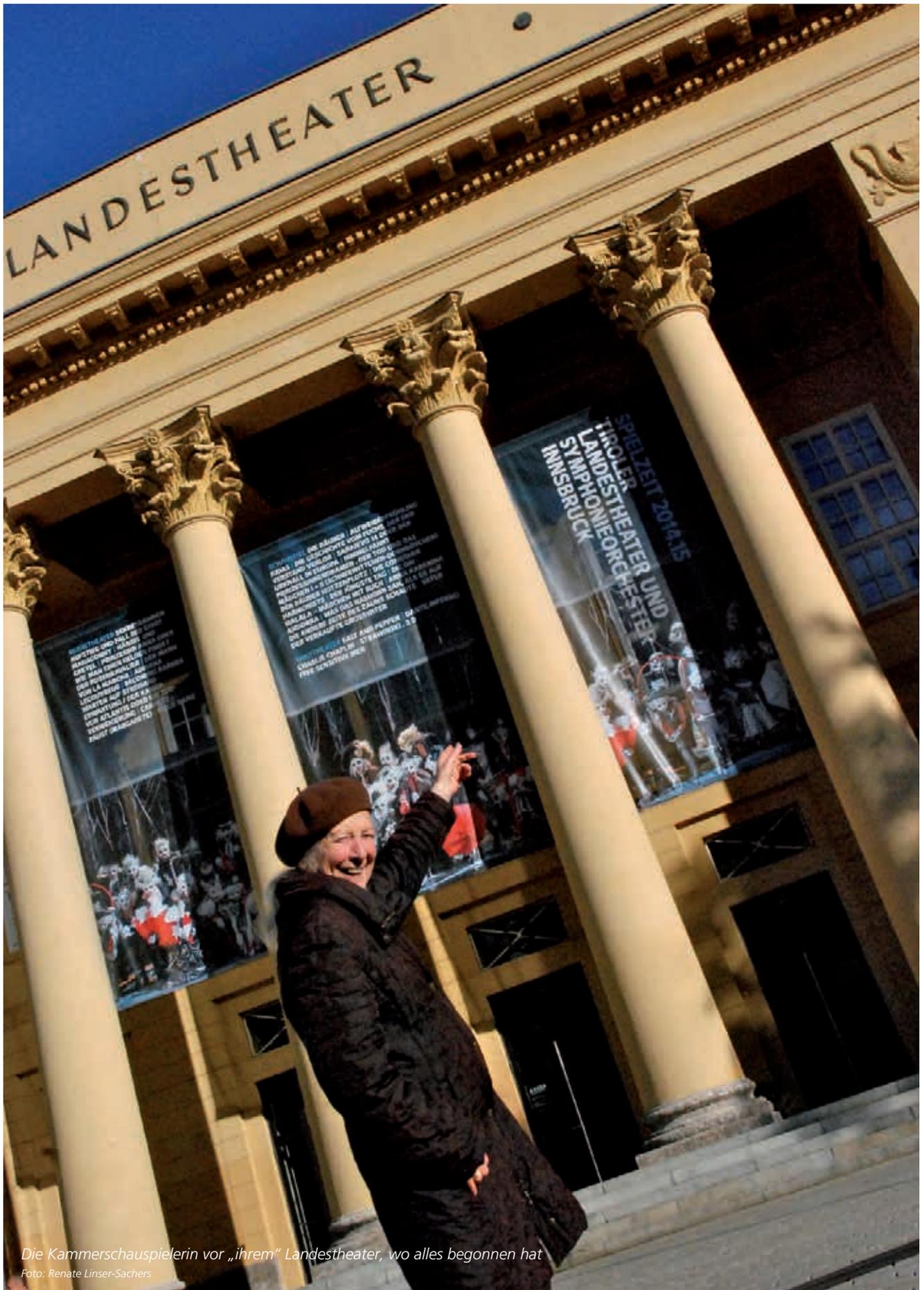
EINLEITUNG

Nunmehr liegt die dritte Ausgabe der Zeitschrift „Panoptica. frauen.kultur.tirol“ (2015) vor. Die 3 K's – Kultur – Kunst – Kaleidoskop bestimmen nach wie vor die konzeptionelle Ausrichtung und die einzelnen Beiträge versprechen Brisantes, Verblüffendes und Aktuelles. Hinsichtlich der grafischen Aufbereitung gibt es einige Änderungen, die das Durchblättern, vor allem aber das Durchlesen wohl animativer machen. Frauenpersönlichkeiten sind die einzelnen Porträts gewidmet, die von Kreativität, Engagement aber auch von ganz individuellen Anschauungen und Befindlichkeiten zeugen. Unter dem Motto „Das Leben, ein erfüllendes Spiel“ dokumentiert Renate Linser-Sachers einfühlsam die Schauspielerin Julia Gschnitzer. Und diese gibt bereitwillig sehr persönliches von sich preis. Ursula Strohal verfolgt in bewährter Manier weibliches Muskschaffen. Auch wenn man kein Liebhaber von Statistiken ist – hier zeigt sich aber wie präsent Frauen als Musikerinnen in Tirol sind. In Anlehnung an Virginia Woolf – „Eine Tiroler Kammer für sich allein“ – macht sich Gabriele Wild auf die Spuren von Autorinnen, zeichnet deren Werdegang als Schriftstellerinnen nach und ihre Selbstbehauptung gerade durch das Schreiben. Mode kann gut aussehen: dies zeigt sich am Beitrag von Ulla Furlinger, die Tiroler Designerinnen und ihre Arbeiten porträtiert. Mit dem treffenden Titel „In meinen Bildern kann ich lachen und weinen“ nähert sich Edith Schlocker behutsam dem Leben und dem künstlerischen Schaffen von Ilse Abka-Prandstetter. Die Qualität ihrer Werke spricht für sich – ebenso wie der Zugang der Künstlerin zu regionalen, aber auch überregionalen Kunstszene. Nicht um die „Geierwally“, sondern um das „Kühne Fräulein“ Anna Stainer-Knittel geht es in der künstlerisch-orientierten Aufarbeitung von Nina Stainer. Frauen bewegen – und das auch mit Steinen. Gabriela Nepo-Stieldorf dokumentiert umfassend das Phänomen weiblicher Bildhauerkunst in Tirol. Ganz unkonventionell nähert sich Andrea Aschauer der Frau in der Volkskunst. In einem „Interview“ summiert sie den Facettenreichtum der Darstellungsweisen, aber auch den Beitrag von Frauen in diesem Metier. Die Kaleidoskop-Beiträge widmen sich Frauen, die mit ihrer Arbeit über Grenzen gehen, die neue Wege beschreiten, aber auch mit alten Klischees brechen. Auslandsaufenthalte von ambitionierten Medizinerinnen (Beitrag von Silvia Albrich) werden ebenso dokumentiert wie das neue und wichtige Image einer Pfarrerköchin, die nunmehr als Managerin fungiert (Beitrag von Daniela Pfennig). Jenny Illing geht der Frage „Amazonen am Arbeitsmarkt?“ nach und Verena Pahl kommentiert kulturgeschichtliche Einblicke in das Phänomen „Die Eule, Frauen und Rechte“. Die Stimme des Mannes kommt mit den Worten von Winfried Werner Linde zum Tragen: Selbstbestimmtes Auftreten als Entwicklungsstrang, aber auch die manchmal leidige



Transparenz in der medialen Aufbereitung ist sein ganz persönlicher Zugang zur Frau, den Frauen, heute und jetzt. Die vorliegende Ausgabe der Panoptica möchte wieder anregen, informieren und dokumentieren – eben Frauenwelten in der kulturellen Auseinandersetzung.

*Petra Streng
Redaktion*



Die Kammerschauspielerin vor „ihrem“ Landestheater, wo alles begonnen hat
Foto: Renate Linser-Sachers

JULIA GSCHNITZER – DAS LEBEN, EIN ERFÜLLENDES SPIEL

Renate Linser-Sachers

1931 in Innsbruck geboren und seit Kindheitstagen mit untrüglichen Instinkt wissend, dass die Bühne ihre Welt bedeuten würde, hatten die ersten Schritte bereits als kleines Mädchen im Tiroler Landestheater begonnen: Julia Gschnitzer, die viel zitierte Grand Dame des heimischen Schauspiels, die sich auch in Hörfunk, Fernsehen und Film in Österreich, Südtirol, in der Schweiz und in Deutschland nicht nur einen Namen machte, sondern zur Institution mutiert ist.

Kaum zu glauben in unsicheren (Schauspieler-) Zeiten wie diesen das Faktum, dass die Mimin seit ihrem ersten fixen Engagement im Tiroler Landestheater anno 1951 (nachdem sie im Vorfeld schon ab zarten 16 Lenzen mit einzelnen Rollen beauftragt worden war) bis heute lückenlose Bühnenpräsenz zeigt. Und deshalb noch viele Fernsehrollen aus permanentem Zeitmangel ablehnen musste. Fern jeglicher - und Kollegen nur allzu gut bekannter - Existenzängste oder wirtschaftlicher Turbulenzen.

Unvorstellbar in der Jetztzeit die Konstante über mehr als sechs Jahrzehnte als wohl überzeugendster Beweis herausragenden Könnens und der bedingungslosen Leidenschaft, immer alles zu geben.

Julia Gschnitzer im sehr persönlich-emotionalen Gespräch, welches vor allem hinter den Vorhang blicken lässt.

Panoptica: Welche Figur, versus welcher Mensch spielte in Ihrem Leben die Hauptrolle?

Julia Gschnitzer (ohne nur eine Sekunde überlegen zu müssen): Eindeutig das Theater.

Panoptica: Wir früh zeichnete sich Ihr beruflicher Weg ab? Lag Theaterblut in den Genen?

Julia Gschnitzer: Mein Vater war zwar Universitätsprofessor, hat aber Stücke geschrieben und liebte das Theater. Vielleicht habe ich da ja einen Funken geerbt. Meiner Mutter habe ich mit etwa vier, fünf Jahren erklärt – und das, ohne je ein Theater gesehen zu haben, dass ich eine Spielerin werden will. Es ergab sich, dass am Tiroler Landestheater „Carmen“ aufgeführt und für den Kinderchor kleine Sänger gesucht wurden. Ich hatte eine gute Stimme und wurde sofort genommen. Dieser erste Eindruck von Bühne, Vorhang, Schminke und dem Geruch hatte mich sofort fasziniert in den Bann gezogen. Ich wusste ganz klar, das ist es!

Panoptica: Sie haben also sehr früh Theaterblut geleckt ...

Julia Gschnitzer: Ja, und wie! Ich musste natürlich zuerst noch die Pflichtschule absolvieren, in diese Zeit war auch das Kriegs-

ende gefallen. Die Schule kam zu kurz, das weiß ich ... Zur ersten sogenannten Eignungsprüfung bin ich, minderjährig wie ich war, heimlich hingegangen, das Landestheater hätte mich noch gar nicht aufnehmen dürfen. Schauspielschule gab's damals in Innsbruck keine, aber eine sehr gute Lehrerin, vor allem eine perfekte Sprechlehrerin, die mich best möglich ausbildete. Dazu habe ich Gesangsunterricht genommen und bei einer Jugendbühne gespielt. Noch vor meiner Aufnahmeprüfung (diese war erst mit 18 Jahren möglich) wurde ich vom Tiroler Landestheater immer wieder geholt, wenn ein Stück ein junges Mädchen verlangte. Das war damals noch lockerer, heute ginge das alles nicht mehr.

Panoptica: Sind Sie immer noch neugierig aufs Leben?

Julia Gschnitzer: Es gibt immer wieder Überraschungen, die hören nie auf. Umso größer ist dann aber das Wunder einer Begegnung mit Menschen, die man bewundert hat, nun plötzlich in ihrer Nähe sein darf und sie dann schätzen lernt. Ich betrachte es auch als kleines Wunder, immer noch auf der Bühne stehen zu können. Das ist nicht selbstverständlich.



Eher ungewohnt unterhaltsame Kost im monatelang ausverkauften „Altweiberfrühling“.

Foto: Tiroler Landestheater

Panoptica: Was assoziieren Sie mit dem Tod, dem Sterben, einer möglichen Wiedergeburt?

Julia Gschnitzer: Der Tod ist leider ein Abschied für immer. Der größte Wunsch auf Erden wäre, gewissen Menschen noch einmal zu begegnen. Wenn ich nach Innsbruck komme passiert es mir immer wieder, dass ich den einen oder anderen anrufen möchte und mir dann bewusst wird, dass viele ja gar nicht mehr da sind.

Angst vor dem Sterben? Ja. Wie jeder andere Mensch würde ich mir wünschen, schnell und ohne Krankheit gehen zu können. Wenn man alleine lebt kommen mit zunehmendem Alter natürlich verstärkt Gedanken, was wäre, wenn mir daheim etwas zustößt. Und damit die Erkenntnis, dass es höchstens einem Theater auffallen würde, wenn ich nicht zur Vorstellung käme.

Ich beneide die glücklichen Menschen, die bedingungslos an ein Weiterleben nach dem Tod glauben. Überhaupt jeden, der einen tiefen, unerschütterlichen Glauben an was auch immer besitzt. Gott sei Dank gibt es aber irgendetwas über uns, das der Mensch nicht in seine Hände bekommt und lenken kann.

Panoptica: Sie haben sich – freiwillig oder unfreiwillig – für ein Leben ohne eigene Familie entschieden. Ihre persönliche Antwort darauf, dass Kinder, Küche und Karriere eben doch nicht so vereinbar sind, wie gerne suggeriert wird?

Julia Gschnitzer: Ich gebe zu, dass ich dahingehend für mich eine Entscheidung getroffen habe. Wenn eine Frau das alles wirklich vollbringen will, ist es ohne großen Kräfteverlust nicht zu schaffen, etwas bleibt garantiert auf der Strecke. Ich bewundere alle, die das zumindest nach außen hin schaffen.

Eigentlich sind wir Frauen da, um auch Mütter zu werden. Das unterscheidet uns ja vom Mann. Wenn sich eine Frau wirklich dazu berufen fühlt und es sich leisten kann, dass das Kind tatsächlich ein Zuhause und Geborgenheit hat, und nicht im Kleinstalter schon abgeschoben wird (was ich nicht nachvollziehen kann und will), ist das gut und richtig.

Ich hatte eine wunderbare Kindheit, Familie und Geborgenheit – bis ins Erwachsenenalter, ich war immer beschützt und behütet. Das hätte ich mir für meine eigenen Kinder auch so gewünscht, was ich als Schauspielerin in dieser Konsequenz aber unmöglich hätte bieten können.

Der Wunsch, eine eigene Familie zu haben war immer da – ich kann heute noch nicht an einem Kinderwagen vorbei gehen. Andererseits habe ich in meinem Beruf so viele Leben gelebt, dass diese mich erfüllt haben.

Panoptica: Die Emanzipationsbewegung konnten Sie von Ihren Anfängen an verfolgen. Inwieweit hat diese Entwicklung Ihr Frau-Sein beeinflusst?

Julia Gschnitzer: Das interessierte mich wenig bis gar nicht, weil ich ohnehin immer ein unabhängiges Leben geführt habe. Als Schauspielerin emanzipiert man sich sowieso in jeder Rolle. Es gibt im Theater keine Hierarchie, in der man sich behaupten muss. Eine Rolle ist und bleibt eine Rolle und wird dementsprechend besetzt. Da blieb mir vieles erspart – was



Julia Gschnitzer, die als Martha in „Il Paradiso“ begeisterte, im Bild mit Judith Keller.

Foto: Tiroler Landestheater/Rupert Lari

mir jetzt erst so richtig auffällt, da wir darüber reden. Und eine leitende Position hätte ich ohnehin nie haben wollen. Über andere zu bestimmen war und ist nichts für mich.

Panoptica: Gab oder gibt es ein schauspielerisches Vorbild, dem Sie nacheifern?

Julia Gschnitzer: Ein Vorbild ja, aber nicht, um diesem nachzueifern. Eine der größten Darstellerinnen war für mich Paula Wessely. Ich hätte jedoch nie gewagt oder versucht, auch nur annähernd in ihre großen Fußstapfen zu treten. Sie ist und bleibt unantastbar für mich.

Panoptica: Wofür würden Sie sich – ohne Rücksicht auf Verluste - vehement einsetzen?

Julia Gschnitzer: Da muss ich schändlicherweise passen. Ich bin überhaupt keine Kämpferin. Streiten ist etwas, das ich nicht kenne. Ich denke mir zu bestimmten Themen meinen Teil, äußere mich aber nicht dazu bzw. lasse das gar nicht zu nahe an mich heran. Das mag eine Schwäche von mir sein und wohl auch egoistisch. Wird aber auch darauf zurückzuführen sein, dass ich mich immer nur um mich selbst kümmern musste. Hätte ich Kinder gehabt, wären sie von mir sicher wie eine Hyäne verteidigt worden.

Panoptica: Wie kann eine Frau an Ihrem Beispiel mit großer Würde altern?

Julia Gschnitzer: Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Ich weiß auch gar nicht, ob ich in Würde altere. Seit dem 80. Geburtstag vor drei Jahren ist mir überhaupt erst bewusst, dass ich jetzt alt bin. Aber es ist müßig, sich damit zu beschäftigen, dazu fehlt mir auch die Zeit. Was war, ist weg. Wenn ich jetzt ein Engagement abschließe, sage ich halt dazu: „Ja, wenn's dann noch geht“.

Panoptica: Bedarf das Erlernen von Texten mittlerweile größerer Anstrengung? Diese Frage sei trotz der schier unglaublich agilen 83 Lebensjahre erlaubt ...

Julia Gschnitzer: Das ist schon verdammt schwer geworden, ich brauche drei bis vier Mal so lange wie früher, was ich oft gar nicht glauben will. Das ist aber die Krux, wenn man alt wird. Das Spielen hingegen wird immer leichter, das geht ganz von alleine. Weil es einfach nichts Fremdes mehr gibt. Ich habe alles gefühlt, gedacht, erlebt – das ist vorhanden und muss nur abgerufen werden. Aber das Risiko von momentanen Blutleeren im Gehirn kommt unweigerlich mit den Jahren. Und zwar völlig unvorhersehbar, dem bin ich jetzt ausgeliefert. Wobei ich natürlich Vieles spontan überspielen kann und einfach andere Worte wähle.

Für die nächsten Jahre wurde mir eine große Rolle angeboten, die mich reizt und interessiert. Ich werde sehen, wie es mir bis dahin mit den aktuellen Rollen geht, die kleiner sind als diese neue. Meine Antwort Richtung diesem Engagement lautete also: Habt's wen in Reserve, dann können wir es ja probieren ...

Panoptica: Was möchten Sie einem jungen Menschen mit auf den (beruflichen) Weg geben?

Julia Gschnitzer: Versuche das zu tun, was dir wirklich am Herzen liegt. Was du gerne machen würdest und nicht auf Verdienst und Ehre achten. Ein Leben lang das zu tun, was einem Freude macht, ist das Schönste, was es gibt. Hört also auf eure innere Stimme!

Panoptica: Welche (Lebens-)Träume blieben trotz einem reichen Leben unerfüllt?

Julia Gschnitzer: Kinder. Das war der Preis - für ein ansonsten sehr ausgefülltes Leben. Alles kann man aber nicht haben. Was war, ist eben weg.

JULIA GSCHNITZER

Geboren am 21. 12. 1931 in Innsbruck

1951 – 1955 Tiroler Landestheater
 1955 – 1960 Theater Schweiz
 1960 – 1990 Volkstheater Wien
 Übersiedlung von Wien nach Salzburg
 1990 – 1994 Landestheater Salzburg
 1994 Pensionierung

Seither frei schaffend mit zahlreichen Engagements in Österreich, Südtirol, der Schweiz und Deutschland sowie in Hörfunk, Film und Fernsehen

2013/2014 Salzburger Festspiele als Mutter Jedermanns (für 2015 wurde bereits wieder angefragt ...)

EHRUNGEN

Ernennung zur Kammerschauspielerin

Silbernes Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien

Karl-Skraup-Preis

Großes Ehrenzeichen des Landes Tirol

Goldenes Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Tirol

Tiroler Landespreis für Kunst (2014)



Junge Frau in Festtagstracht mit Tenorhorn
Foto: Archiv Blasmusikverband

DIE VIOLINE IST WEIBLICH, DAS SAXOPHON AUCH

Ursula Strohal

Fürstenhof, gehobenes Bürgertum und Kloster waren im deutschen Sprachraum ab der frühen Neuzeit die Orte weiblicher Musikausübung. Streng reglementiert, spielten Frauen bestimmte Instrumente, blieben schöpferisch aber häufig verborgen hinter einem Pseudonym. Musikerinnen waren, ungeachtet ihres Standes, moralisch häufig angefochten. In Italien traten Frauen hingegen damals schon als Musikerinnen öffentlich auf. Das Verhältnis „Frau und Musik“ zieht sich ambivalent durch die Jahrhunderte, bis zur gegenwärtigen Genderforschung und Gleichbehandlungsproblematik, obwohl sich Grundsätzliches zum Besseren wendet. Das betrifft das Selbstverständnis, als Frau in allen Fächern der Musikausübung künstlerisch tätig sein zu können. Dann aber wird es enger, feste Anstellungen und höhere Positionen gehen überwiegend an Männer.

In der ersten Panoptica-Nummer 2013 gab Esther Pirchner einen fundierten Überblick über weibliches Komponieren in Tirol. Ergänzend dazu geht es hier im musikalischen Kontext um die Basis. Um Änderungen im soziokulturellen Gefüge, nachwachsende Recourcen, verändertes Bewusstsein und damit sich wandelndes Musikleben. Es geht um eine Bestandsaufnahme weiblichen Musizierens in Tirol von Grund auf (ausgeklammert universitäre Ausbildungen), um Gestaltung und Wirkung in diversen Sparten.

Musikschulen und Tiroler Landeskonservatorium

In den musikalischen Ausbildungsstätten, die bei den Anmeldungen keinen Einfluss auf Geschlechteraufteilung haben, sind fachliche und gesellschaftliche Entwicklungen abzulesen. Wenn in einer Musikschule die Nachfrage nach Volksmusik und ihrem Instrumentarium besonders hoch ist, hat das seinen regionalen Grund. Ebenso aufschlussreich zeichnen sich Alte Musik- und Populärmusik-Schwerpunkte ab. Besondere Lehrerpersönlichkeiten haben Vervielfältigungs-Wirkung, sind Mangelinstrumente (z.B. Oboe, Fagott, Viola, Orgel) auffallend stark gefragt, fördern Menschen mit Überblick. Die Anmeldungen markieren Trends im Genderbereich, die Fachbelegungen bergen Überraschungen. Dass die Geige weitgehend weiblich wurde, ist von der Musikschulbasis bis zur internationalen Klassikszene erfahrbar. Überraschend aber, dass am Tiroler Landeskonservatorium die Violoncelloklasse gegenwärtig nur von Schülerinnen frequentiert wird. Dass am „Kons“ relativ viele Männer Sologesang studieren, ist an diesem Institut mit der Ausbildung der Wiltener Sängerknaben erklärbar, von denen einige weiterstudieren. Eine Trendumkehr hin zu Frauen bestätigt sich allgemein bei Klarinette und Saxophon, Hornistinnen holen stark auf. Die kindliche Identifikation mit dem gleichen Geschlecht wirkt sich in der musikalischen Früherziehung aus: Da wollen Buben nicht so gerne hin wie Mädchen.

In den 26 Tiroler Landesmusikschulen wurden im Schuljahr 2013/14 insgesamt 17.867 Menschen unterrichtet, 10.761 weiblich, 7.106 männlich. 15.514 davon unter 24 Jahre alt (9.348 weiblich, 6.166 männlich). Die männliche Schülerspitze hielten die 6-10-jährigen, die weibliche die 11-15-jährigen. Dazu kommt die Zahl an Schülerinnen und Schülern der vier allein von den Gemeinden betriebenen Institutionen: Musikschule der Stadt Innsbruck, in den letzten 10-15 Jahren im Schnitt $\frac{2}{5}$ Buben, $\frac{3}{5}$ Mädchen. – Städtische Musikschule Hall, derzeit 649 weiblich, 422 männlich. – Musikschule Wattens, aktuell 472 weiblich, 316 männlich. – Musikschule Telfs, derzeit 859 weiblich, 526 männlich.

Im laufenden Wintersemester 2014/15 haben am Tiroler Landeskonservatorium 672 Studenten und Studentinnen 726 Fächer belegt.

In der seit Herbst 2011 vom Evangelischen Diakoniewerk betriebenen Johann Sebastian Bach-Musikschule Innsbruck werden derzeit 119 Mädchen und 29 Frauen, sowie 47 Buben und 14 Männer unterrichtet. Numerisch nicht zu erfassen sind die Musizierenden, die Privatunterricht wählen.

Die in allen Musikschulen am stärksten belegten Fächer sind Block- und Querflöte, Klarinette, Trompete, Klavier, Akkordeon bzw. Steirische Harmonika, Gitarre, Schlagwerk und unter den



Die Posaune gehört den Männern – Frauen nicht ausgeschlossen

Foto: Michaela Mair

Streichinstrumenten Violine. Die Holzblasinstrumente sind weiblich dominiert, die Blechblasinstrumente männlich, da ziehen die Mädchen aber an. Violine, Klavier, Gitarre, Hackbrett, Harfe und Zither sind stark weiblich, Akkordeon, und Schlagwerk männlich. Im folgenden Gesamtzahlen der Landesmusikschulen zur Fächerverteilung (Auswahl):

Querflöte weiblich (w) 1224, männlich (m) 45
 Klarinette w 905, m 278
 Saxophon w 398 m 201
 Trompete w 171, m 673
 Waldhorn w 122, m 196
 Posaune w 37, m 245
 Tuba w 10, m 122
 Klavier w1430, m 572
 Orgel w 22, m 33
 steirische Harmonika w 146 m 598
 Violine w 583 m 122
 Violoncello w 155, m 47
 Kontrabass w 37, m 58
 E-Gitarre w 64, m 214
 Gitarre w 1682, m 621
 Zither w 89, m 25
 Sologesang w 587 m 145
 Schlagwerk w 103 m 974
 Bewegung und Tanz w 238, m 5
 Elementare Musikpädagogik w 764, m 536

Aus der höheren Ausbildungsstufe eine Auswahl zur Fächerstatistik des Tiroler Landeskonservatoriums, Wintersemester 2014/15:

Querflöte weiblich (w) 29, männlich (m) 3
 Klarinette w 18, m 7
 Saxophon w 9, m 8
 Trompete w 6, m 24
 Waldhorn w 4, m 3
 Tuba w 1, m 2
 Klavier w 30, m 14
 Orgel w 6, m 7
 Violine w 30 m 7
 Violoncello w 10, m 0
 Kontrabass w 5, m 6
 Harfe w 16, m 1
 Gitarre w 16, m 22
 Sologesang w 34, m 15
 Schlaginstrumente w 1, m 25
 Jazz w 12, m 49
 Dirigieren w 0, m 5
 Komposition w 1, m 7
 Elementare Musikerziehung w 13, m 0

Musiklehrer und leitende Funktion

In den Landesmusikschulen (Schuljahr 2013/14) unterrichteten aktiv (Karenzierungen nicht mitgerechnet) 580 Lehrpersonen, davon 239 (41 %) weiblich und 341 (59 %) männlich. Aktuelle Zahlen aus dem Wintersemester 2014/15: Musik-



In der Blasmusik sind Schlagzeugerinnen keine Seltenheit: Marschierend links mit kleiner Trommel, recht außen mit Tschinellen.
 Foto: Archiv Blasmusikverband

schule der Stadt Innsbruck: 49 Lehrerinnen, 45 Lehrer; Verwaltung zwei weiblich / zwei männlich; fünf weibliche und sechs männliche Fachgruppenleiter. – An der Städtischen Musikschule Hall arbeiten 44 Lehrkräfte, davon 25 Männer und 19 Frauen. – In der Musikschule Telfs sind 51 Lehrer beschäftigt, 26 Männer und 25 Frauen. – An der Musikschule Wattens unterrichten 32 Musiklehrer, männlich sind 15, weiblich 17 (davon zwei Karenzvertretungen).

Die Dozentenliste des Tiroler Landeskonservatoriums weist 82 Lehrende auf, davon 22 Frauen.

In der Johann Sebastian Bach Musikschule Innsbruck unterrichten 14 Musiklehrer, sieben Frauen und sieben Männer.

Dazu kommen die frei tätigen Unterrichtenden.

In den 30 Tiroler Landes- und Gemeindeschulen steht unter 29 Männern eine Frau als Direktorin an der Spitze: Sonja Melzer in Schwaz. Mit Bärbel Weber hat sie eine Kollegin in der Johann Sebastian Bach-Musikschule Innsbruck.

Marlies Nußbaumer-Eibensteiner, Vorsitzende im Mozarteums-Arbeitskreis für Gleichbehandlungsfragen, einer Anlaufstelle für (auch geschlechtliche) Diskriminierung: „In Studien gibt es mehr Frauen, aber nachher stehen die Frauen an. Am Mozarteum arbeiten 23 Prozent Professorinnen, bei gleicher Qualifikation sollten es 50 Prozent sein. Bei Subventionen, Symposien, dem Zugang zu Förderprogrammen usw. sind die Frauenförderungspläne umzusetzen.“

Dirigentinnen, Kirchenmusikerinnen, Musikwissenschaftlerinnen, Instrumentenbauerinnen, Musikmanagerinnen, Musikverlegerinnen

Auch wenn das Tiroler Symphonieorchester Innsbruck zwei Mal (2004, 2009) die estnische Dirigentin Anu Tali ans Pult holte, so sind doch Dirigentinnen in Tirol nur an der Spitze von Chören aktiv – Ausnahme Blasmusik mit einigen Kapellmeisterinnen. Ingrid Czaika, Dirigentin und Musikwissenschaftlerin, weiß: „Die Pyramide stimmt nicht“. Sie hält Seminare am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Innsbruck, wo durchaus auch Frauen lesen. Musikwissenschaftlerinnen treten in Tirol hervor, international am erfolgreichsten ist Hildegard Herrmann-Schneider.

Kirchenmusikerinnen findet man überwiegend nur im Laien- oder semiprofessionellen Bereich (Chor, Orgel). Frauen arbeiten im bisherigen Männerberuf des Instrumentenbauers, Martina Nocker-Förg in Zirl und Nora Dubsek (sie ist auch Posaunistin) in Innsbruck, beide Blechblasinstrumentenerzeugerinnen. Lehrling des Monats Juni 2014 wurde Sabine Neureiter, Söll, in der Holzblasinstrumentenerzeugung.

Musikmanagerinnen sind in Tirol stark vertreten, von kleinen Kulturinitiativen bis zu den großen Veranstaltern und Festivals. „Urmutter“ ist Maria Crepaz, Galerie St. Barbara, Hall. Jahrzehntelange wesentliche Arbeit auf dem Verlagsgebiet leistete Elvira Harm-Dermatté (+), die ab 1946 den Musikverlag Helbling aufgebaut hat.

Orchester und Ensembles

Geschlechterverteilung ist keine Frage mehr im Orchester. Männer und Frauen musizieren gemeinsam im Tiroler Symphonieorchester Innsbruck (TSOI), den Kammerorchestern Akademie St. Blasius und InnStrumenti, in den Festspielen-



*Junge Musikantin am Flügelhorn
Foto: Michaela Mair*



*Musikerin an der Klarinette
Foto: Michaela Mair*

sembles. Weiters in den mehr oder minder professionellen Orchestern von Bezirksstädten, Gotteshäusern, Institutionen, den vielen projektweise tätigen Kammerorchestern und Ensembles. Tiroler Musikerinnen bezeugen, dass es möglich ist, auch weit über Tirol hinaus zu substituieren, in großen Orchestern und selbst auch bei Auslandsgastspielen, dass eine Anstellung aber nur selten erreicht wird. Allerdings: Als Nachfolgerin seiner langjährigen Konzertmeisterin Dorothea Sessler hat das TSOI seit Herbst 2014 mit Annedore Oberborbeck erneut eine 1. Konzertmeisterin.

„Ich könnte drei, vier Orchester gründen“, sagt St. Blasius-Leiter Karlheinz Siessl, „die Jungen haben zu wenig Möglichkeiten“. Bei den Streichern hat er im Pool fast nur Frauen, zwei Männer bei den Geigen. Dazu zwei Hornistinnen, zwei Trompeterinnen, Männer wie überall an den Posaunen. Am Schlagwerk sah man vor 20 Jahren vereinzelt Frauen, jetzt ist es (Ausnahme siehe Blasmusik) männlich besetzt wie die Posaune. Das Orchester des Tiroler Landeskonservatoriums ist laut Direktor Klaus Duregger zu 85 Prozent weiblich und 15 Prozent männlich besetzt, junge Frauen auch bei den tiefen Streichern und an den Hörnern. Innstrumenti-Chef Gerhard Sammer bestätigt den hohen Frauenanteil: Muisches passe zum Rollenbild. Frauenförderung sei wichtig, und man müsse die Rollen aufbrechen. Für März 2015 plant er ein Konzert mit Komponistinnen-Fokus.



Die international gefragte Tiroler Starflötistin Daniela Koch
Foto: Marco Borggreve

Frauen und Männer im Orchester

Die Projekt-Dirigenten Gerhard Sammer und Karlheinz Siessl, die jeweils aus einem Pool an Musikern und Musikerinnen schöpfen, präzisieren ihren hohen Einsatz von Frauen:

Siessl: „Frauen haben eine andere Art zu musizieren. Sie sind im Einsatz konsequenter, weniger schlampig, bringen es auf den Punkt, arbeiten vielleicht härter. Sie lassen Animositäten mehr merken, sie streiten ein bissl, aber das gleichen die Männer dazwischen aus.“

Sammer: „Hoher Frauenanteil ist eine Bereicherung des Ensembles. Das gesellschaftliche Problem Chinas ist ja seine Männerdominanz. Frauen haben ein hohes Leistungsbewusstsein und eine hohe Arbeitsbereitschaft, bei Männern ist sie aufgrund der Wettbewerbserziehung uferloser. Frauen spielen nicht besser und schlechter als Männer, bereichernd ist das Zusammenspiel. Es ist schön, wenn sich Musizieren nicht in einer Monokultur abspielt, man darf das nicht auf einzelne Bilder hin pauschalisieren. Frauen bringen viel ein. Und wenn es Spannungen gibt, kommt die Ruhe von den Männern.“

Interpretinnen

Als Interpretinnen sind Frauen künstlerisch keine Grenzen mehr gesetzt, sehr wohl aber, wie ausgeführt, der Zugang zu Funktionen. Da sind mannigfache grundsätzliche Fragen zu klären.

Die Spannweite reicht vom reisenden Opernstar über die Wiener Philharmonikerin bis zur freischaffenden Musikerin am Rande der Mindestexistenzgrundlage, der Hobbymusikerin und auch, stellvertretend, bis zum Duo „Harfonie“, Nora Baumann und Hanna Maizner, die im November 2014 die ORF-Talentshow „Die große Chance“ gewannen.



„Harfonie“ Nora Baumann und Hanna Maizner
Foto: Land Tirol/Pidner

Blasmusik

Die 302 Musikkapellen Tirols sind eine spezielle Quelle für Genderforschung, weil sich hier die professionelle-, die semiprofessionelle- und die Laienebene mischen und ebenso Alltag, Jahreskreislauf und Kunstausübung durchdringen. Der Tiroler Blasmusikverband verzeichnet weibliche Zuwächse unter den Funktionären, landsweit agieren derzeit 18 Obfrauen und acht Kapellmeisterinnen. Einigkeit herrscht darüber, dass ohne Frauen die rund 200 Jahre lang von Männern dominierte Blasmusikszene gegenwärtig nicht in ihrer vollen Leistungsfähigkeit aufrecht zu erhalten wäre. Recherchen ergaben, dass Frauen als Kapellmeisterinnen bei guter Leistung durchaus anerkannt werden. Frauen trifft man in der Blasmusik quer durch die Besetzung an, entgegen den anderen Musiksparten auch an Posaune und Schlagzeug.

Von den 15.212 in der Blasmusik aktiv Musizierenden sind 4630 (30,30 %) weiblich. 7977 Musizierende sind unter 30 Jahre alt, davon 3880 weiblich. Was die Aktivzeit bei der Kapelle betrifft, sind bis fünf Jahre die Frauen führend, ab 10 Jahren die Männer leicht vorne. Trend: Die Frauen versuchen, das zu ändern. 135 Frauen erhielten bereits eine Medaille für 25- bis 40-jährige Mitgliedschaft. Eine Frau ist über 40 Jahre in der Musikkapelle aktiv.

Chöre

Der Tiroler Sängerbund verzeichnete Ende 2013 insgesamt 447 Chöre/Vokalensembles: 69 Männerchöre, 41 Frauenchöre, 151 Gemischte Chöre, 96 Kirchenchöre, 62 Jugend und Kinderchöre, 28 Vokalensembles. Das bedeutet 9.888 Mitglieder, davon 5.249 Frauen, 3.332 Männer und 1.307 Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren. Dazu kommen jene Ensembles, die sich nicht dem Sängerbund angeschlossen haben.

Die meisten Frauenchöre sind im Bezirk Schwaz (11) und in Osttirol (6) zu finden, im Bezirk Kitzbühel fehlt ein Frauenchor.

Die abnehmende Sangeslust und Repertoirekenntnis bei Erwachsenen sowie der schon weitgehend fehlende Gesang mit Kindern zählen zu den Problemen unserer Musikkultur. Im übrigen gehört die geschlechtsspezifische Aufmerksamkeit im Vokalbereich den Männern. Sie fehlen in vielen Ensembles bereits dramatisch, die Männerchöre sind überaltert. „Das Problem ist, dass in unserer Gesellschaft Singen absolut unmännlich ist“, sagt Chorleiterin Ingrid Czaika. „Nur im Rudel geht's.“ Mit „Cantomania“ hat sie das seltene Glück eines ausgewogen besetzten Gemischten Chores. Ohne Frauen geht es nicht – ohne Männer auch nicht.



Ein Hornregister fest in weiblicher Hand

Foto: Michaela Mair



Saxophonfamilie im Proberaum

Foto: Michaela Mair



Es beginnt in jungen Jahren: Klarinetten- und Saxophonregister des Schulorchesters Nußdorf-Debant in Osttirol

Foto: Michaela Mair



Fenster
Foto: Hildegard Neuner

EINE TIROLER KAMMER FÜR SICH ALLEIN

Ein Blick auf drei Tiroler Frauen- und Schreibleben

Gabriele Wild

„Ein Zimmer für sich allein“ lautete eine der Forderungen von Virginia Woolf in ihrem gleichnamigen Essay aus dem Jahr 1929. Frauen, die das Schreiben zum Beruf machen wollen, bräuchten in erster Linie ein Zimmer in dem sie ungestört arbeiten können. Woolf ermutigte Frauen einen privaten Ort für sich allein einzufordern, an dem sich ihre Literatur entwickeln könne. Rosemarie Thümingner, Annemarie Regensburger und Luise Maria Schöpf berichten in ihren Romanen von der Enge der Tiroler Bauernhäuser, in denen man sich zum Schlafen häufig eine kühle Kammer teilte, die nicht zum Aufenthalt unter Tags gedacht war. Und doch, so scheint es, liegt in diesen Kammern der Ursprung ihrer Geschichten verborgen. Die eigenen Erfahrungen waren es, die Autorinnen, wie Luise Maria Schöpf, Rosemarie Thümingner und Annemarie Regensburger dazu veranlassten, sich in ein eigenes Zimmer zurückzuziehen, um ihren Figuren einen Platz in der großen Geschichte zu verschaffen. Die Lebenswege der drei Schriftstellerinnen führen durch eine Kindheit und Jugend in Tiroler Dörfern und sind geprägt von Krieg und Wiederaufbau, von Verzicht und harter Arbeit. Schöpf wird 1935 in Innsbruck geboren, Thümingner 1939 in Laas in Südtirol. Während Schöpf ihre Kindheit in Silz im Bezirk Imst verbringt, wächst Thümingner in Gerlosberg im Zillertal auf. Thümingers Eltern hatten sich im Zuge der Option entschieden, Südtirol zu verlassen und ihr Vater nahm eine Stelle als Dorfschullehrer in Gerlosberg an. Annemarie Regensburger wurde 1948 in Sams geboren und erlebte dort eine Kindheit, die unter dem Einfluss der Regeln und Traditionen des Klosterdorfes stand.

In den Romanen der Autorinnen finden sich auf verschiedene Weise ihre Kindheit, ihre Jugend, ihr Berufs- und (alltägliches) Arbeitsleben wieder, genauso wie verschiedene Tiroler Schauplätze und typische Landschaftszüge. Hinter Romanen wie Thümingers Kinder- und Jugendroman *Zehn Tage im Winter* (1988, Dachs Verlag) oder ihrer „Annäherung“ an die Widerstandskämpferin Adele Stürzl (*Mit offenen Augen*, 2009, TAK), Annemarie Regensburgers „Geschichte einer Befreiung“ *Gewachsen im Schatten* (2013, Tyrolia Verlag) oder Luise Maria Schöpfs *Ausgebucht* (1994, TAK) stehen aber nicht nur die Verarbeitungen eigener Erfahrungen, viel mehr entstanden Geschichten über Frauen, die es, trotz schwieriger Lebensumstände geschafft haben, sich zu emanzipieren und selbstbewusst ihren Weg zu gehen.

Zehn Tage im Winter handelt, chronologisch erzählt, von zehn Tagen, die sich gegen Ende des Zweiten Weltkriegs in Gerlosberg abspielen. Die Volksschülerin Maria, aus deren Perspektive erzählt wird, lebt mit ihrer Mutter, der Großmutter und den Geschwistern im Schulhaus, die Männer der Familie wurden eingezogen. Das Leben im Dorf hat sich durch

die politische Situation verändert, obwohl unter den Einwohnern Solidarität herrscht und man sich gegenseitig aushilft, weiß man nie, wem man trauen kann. Eines Tages entdeckt Maria auf dem Dachboden des Hauses einen Mann, es ist ein russischer Kriegsgefangener, der als Zwangsarbeiter zum Bau des Kraftwerks Gerlos verschleppt wurde. Marias Mutter hält den geschwächten Flüchtling versteckt. Marias Welt wird durch diese Erfahrung neu geordnet. Sie beginnt die Ansichten ihrer Lehrerin, einer glühenden Anhängerin des Nationalsozialismus, infrage zu stellen. Rosemarie Thümingner erlebt als kleines Kind selbst die ausgehungerten Zwangsarbeiter, die zur Errichtung des Kraftwerks Gerlos eingesetzt wurden. Eine eindrückliche Erfahrung, genauso wie das Aufwachsen ohne Männer. Thümingner richtet in ihrem Roman immer wieder den Blick auf das Alltagsleben im Krieg, das von den Frauen bewältigt werden musste. Mit Marias Großmutter und Mutter und nicht zuletzt mit Maria selbst charakterisiert Thümingner mutige Frauen, die Widerstand gegen ein totalitäres Regime leisten und in deren Handlungen, obwohl sie sich und andere damit in Gefahr bringen, stets eine tiefe Menschlichkeit liegt. Politisiert von der Anti-Kriegsbewegung gegen den Vietnamkrieg in den 1960er Jahren und aufgerüttelt durch



Kohl

Foto: Hildegard Neuner

die politische Debatte der 1980er Jahre über die Mittäterschaft Österreichs an den Verbrechen des Nationalsozialismus, beginnt Thümingner sich in der Kommunistischen Partei zu engagieren. Mit ihrer literarischen Arbeit versucht sie immer wieder Themen wie Widerstand im Nationalsozialismus auf den Grund zu gehen. 2009 erscheint *Mit offenen Augen*, eine – im Untertitel so bezeichnete – „Annäherung“ an die Widerstandskämpferin Adele Stürzl. 1892 in Wien geboren, führt Stürzls Weg nach einem beschwerlichen Arbeitsleben als Magd, Kinderfrau und Fabrikarbeiterin nach dem Ende des Ersten Weltkriegs in den Heimatort ihres Mannes, nach Kufstein. Während ihrer Zeit in Wien kommt sie in Kontakt mit der sozialistischen Frauenbewegung, später wird sie in Tirol in die Kommunistische Partei eintreten. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten, im Zuge dessen die kommunistische Partei verboten wurde und mehrere Gefängnisaufenthalte ändern nichts am politischen Engagement Stürzls. Unbeirrt leistet sie aktiven Widerstand gegen Faschismus und Nationalsozialismus und bezahlt für ihren Einsatz in den letzten Kriegsjahren schließlich mit ihrem Leben. Thümingner setzt Adele Stürzl mit ihrem Buch ein literarisches Denkmal. Sie zeigt eine

starke Frau, die, trotzdem sie oft auf sich allein gestellt ist, ihr Leben selbst in die Hand nimmt, sich ihr Wissen und ihre Position aus eigener Kraft erarbeitet. Als KPÖ-Aktivistin wird Stürzl, in der Darstellung von Thümingner, vor allem auch von ihren männlichen Mitstreitern mit Respekt behandelt, ihre Worte werden gehört, man schätzt sie unter der Kufsteiner Bevölkerung als einflussreiche und belesene Frau. Eine Frau, die auch in den schwierigsten Situationen nie der Mut verlässt und die den Einsatz und die Hilfe für andere über ihr eigenes Leben stellt. Vor allem in ihrer Zeit im Widerstand, beschreibt Thümingner Stürzl als unermüdliche Kämpferin, die ihr Ziel bis zu ihrem gewaltsamen Tod nie aus den Augen verliert. Rosemarie Thümingner vermag es mit ihrer literarischen Annäherung, die Erinnerung an eine besondere Frau lebendig zu halten.

Sich über die Literatur auszudrücken eröffnete sich auch für Annemarie Regensburger als die einzig mögliche Ausdrucksform, um sich von ihrer eigenen Geschichte freizuschreiben. Ihren Roman *Gewachsen im Schatten* bezeichnet sie im Untertitel als die „Geschichte einer Befreiung.“ In drei Kapiteln nähert sich Regensburger ihrer eigenen Vergangenheit an und begibt sich, entlang autobiografischer Erlebnisse, auf eine Spurensuche. Durch den Roman ziehen sich mehrere Ebenen, nicht ausschließlich wird in der Ich-Form erzählt. Um Distanz zu gewinnen, wählt Regensburger immer wieder auch die Perspektive der allwissenden Erzählerin, die das Heranwachsen eines Mädchens oder einer jungen Frau schildert. Fiktives Ich und autobiografisches Autorinnen-Ich



Felder

Foto: Hildegard Neuner

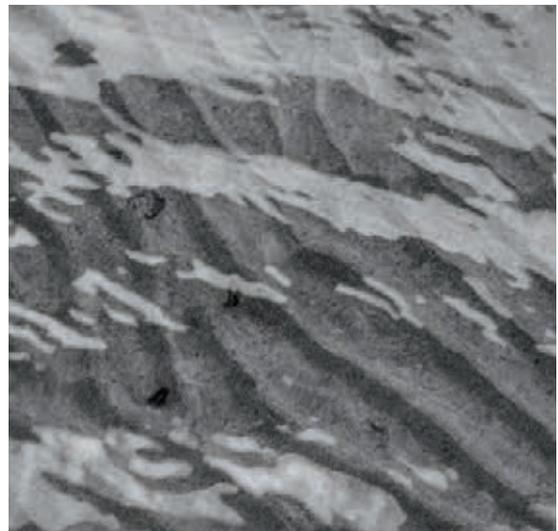
wechseln sich ab, vermischen sich immer wieder und treten auf diese Weise in einen permanenten Dialog miteinander. Das Leben im Klosterdorf Stams ist kein leichtes für das sensible Mädchen. Der gewalttätige Vater erleidet mehrere Zusammenbrüche, die im Dorf nicht unbemerkt bleiben, schließlich wird er in die geschlossene Abteilung der Klinik in Hall eingeliefert. Aufgrund ihrer Familiengeschichte ist das Mädchen im Dorf schon bald stigmatisiert. Als die Mutter stirbt werden die Schwestern auseinandergerissen und auf Familien im Dorf verteilt. Erschüttert durch den Tod der Mutter und eingeschüchtert von der ungewohnten Umgebung, muss das Mädchen mit der neuen Situation zurechtkommen. In einem Moment tiefster Verzweiflung wird nicht die im Klosterdorf und in der Schule allgegenwärtige Religion zur Retterin in der Not, sondern die Literatur. Ein in der Schule gehörtes Gedicht, inspiriert das Mädchen ein eigenes Gedicht über die verstorbene Mutter zu schreiben, in dem es ihr gelingt, ihren Schmerz und ihre Trauer zum Ausdruck zu bringen. Ein erstes Gedicht, geschrieben in der Verzweiflung über den Verlust eines geliebten Menschen – nicht nur diese Erfahrung bleibt in Erinnerung, auch der heimliche Rückzug in die Kammer, um sich mit dem Stift vor ein weißes Blatt Papier zu setzen ist einprägsam. Untrennbar verbunden mit der Entwicklung Regensburgers Literatur ist ihre literarische Sprach Heimat, der Dialekt. Im Roman sind es immer wieder Dialoge, aber auch Gefühle und Gedanken, die im Dialekt verfasst wurden. Durch die, auf die mündliche und lautliche ausgerichtete Dialektsprache, gehen die einzelnen Sprechstimmen nicht in einem Gleichklang der so genannten Hochsprache verloren, die Romanfiguren finden über den nuanzenreichen Klang des Dialekts zu einem individuellen Ton. Dies führt so weit, dass beim Lesen mancher Dialoge der Eindruck entsteht, Regensburger hätte bestimmte Wörter und Phrasen noch genauso im Ohr, wie sie ihr vor Jahren gesagt oder auch eingetrichtert wurden. Es scheinen Wörter und Sätze zu sein, die sich in das Gehör eingebrannt haben, und nun, über das Niederschreiben endlich ihren Weg nach draußen gefunden haben.

Regensburger porträtiert in ihrem Roman aber nicht nur ihr eigenes Frauenleben. Es ist auch ein Roman, der einen Abschnitt Tiroler Zeit- und Gesellschaftsgeschichte beschreibt. Die Autorin schildert ein ländliches Leben im Tirol der 1950er und 1960er Jahre, das bestimmt ist von religiösen Festen, Traditionen und Konventionen, sowie von der alltäglichen harten Arbeit am Bauernhof und auf den Feldern. Der Blick Regensburgers ist dabei stets auf die Welt der Frauen gerichtet: Hart arbeitende Frauen, die sich als Hausfrauen, Mütter und Bäuerinnen an eine klare Rollenverteilung halten und sich selten eine Ruhepause gönnen. Die junge Frau Anemarie Regensburger wird in den 1980er Jahren, als sie selbst dabei ist, sich in ihre Rolle als Hausfrau und Mutter einzufügen, in einem Vortrag der damaligen Frauenministerin Johanna Dohnal von einem anderen Frauenbild erfahren, das von der Vereinbarkeit von Beruf und Familie ausgeht. Eine Begegnung, die Regensburgers Leben nachhaltig beeindruckt und sie ermutigt ihre Stimme nicht nur im Schreiben, sondern auch im politischen Engagement zu erheben. Einer anderen weiblichen Erfahrung folgt Luise Maria Schöpf



Hügel

Foto: Hildegard Neuner



Inn

Foto: Hildegard Neuner



Schiene

Foto: Hildegard Neuner

in ihrem Roman *Ausgebucht*. Als Betreiberin einer Pension im Ötztal steckt die Ich-Erzählerin dieses Romans in einem Leben fest, das auf die Bedürfnisse anderer, der Feriengäste, ausgerichtet ist. Schöpfs Protagonistin ist eine selbstbewusste Frau, die sich mit dem Gästehaus etwas aufgebaut hat, womit sie selbständig zum Lebensunterhalt ihrer Familie beitragen kann. Die Aufrechterhaltung dieses Lebensstandards bedeutet aber vor allem Arbeit. Die Tage der Ich-Erzählerin in der Hochsaison sind lang. Die Zimmer der Gäste müssen hergerichtet, das Haus von oben bis unten geputzt werden, im Büro warten Buchhaltung und die Koordination der Reservierungen. Bis spät in die Nacht dauert ein Arbeitstag der Ich-Erzählerin, der auch die Unterhaltung der Gäste beinhaltet, die sich abends nach einem langen Skitag in der Pension eine warme Stube mit Tiroler Hausmannskost und Lokalkolorit wünschen. Die Möglichkeit des Rückzugs bietet sich ihr selten. Dabei brennt sie darauf sich hinzusetzen, auf ihrem Schreibtisch wartet, neben der journalistischen Arbeit, ein Manuskript. Ihre eigentliche Leidenschaft nämlich, ist das Schreiben. Hin- und hergerissen zwischen ihrer täglichen Arbeitspflicht und dem Drang zu schreiben, sind ihre Tage von der ständigen Suche nach einem noch so kleinen Zeitfenster geprägt, in dem sie wenigstens ein paar Zeilen zu Papier bringen kann. Schreiben bedeutet für die Ich-Erzählerin die Flucht aus der Atemlosigkeit eines Arbeitslebens, das kaum Pausen kennt. Sprachlich selbstbewusst aufzutreten, ermöglicht es ihr auch sich Obrigkeiten kritisch entgegenstellen zu können und gehört zu werden. Schöpfs Ich-Erzählerin ist immer wieder Anlaufstelle für andere Frauen, wenn es darum geht ihre Interessen zu vertreten. Im Zusammenhang mit diesen Schilderungen kommt das Leben in einem Tourismusort zum Ausdruck, in dem von den Einheimischen verlangt wird, sich den Interessen der Gäste unterzuordnen. Schöpfs „Erfahrung“ ist immer wieder ein gnadenloser Blick hinter die Kulissen des Fremdenverkehrs. Aus den Beschreibungen der Ich-Erzählerin lässt sich ein aggressiver Tourismus ablesen, der die Regeln der Natur ignoriert. Dabei befindet sich Schöpfs Ich-Erzählerin durchaus in einer gespaltenen Position. Auf der einen Seite lebt sie vom Tourismus, auf der anderen Seite träumt sie von einem Leben, in dem sie sich ausschließlich dem Schreiben widmen kann. Sie weiß, um ihr Dasein als Gefangene in einem Hamsterrad aus Vor-, Haupt- und Nachsaison, aus dem kein Ausweg in Sicht zu sein scheint. Trotz aller Schwere, ist im Leben der Ich-Erzählerin auch eine gewisse Leichtigkeit zu spüren. Es gelingt

ihr die Dinge auch mit Humor zu sehen und nicht in Bitterkeit über die vorherrschende Situation zu erstarren, denn die nächsten freien Minuten, um ein paar Zeilen aufzuschreiben kommen bestimmt.

Luise Maria Schöpf, Rosemarie Thümingen und Annemarie Regensburger haben mittlerweile ihren Platz im literarischen Leben gefunden, ihre „Zimmer für sich allein“ sind längst zum Weiterschreiben eingerichtet.

Literatur:

Annemarie Regensburger:

Gewachsen im Schatten. Geschichte einer Befreiung.
Tyrolia Verlag 2013

Luise Maria Schöpf:

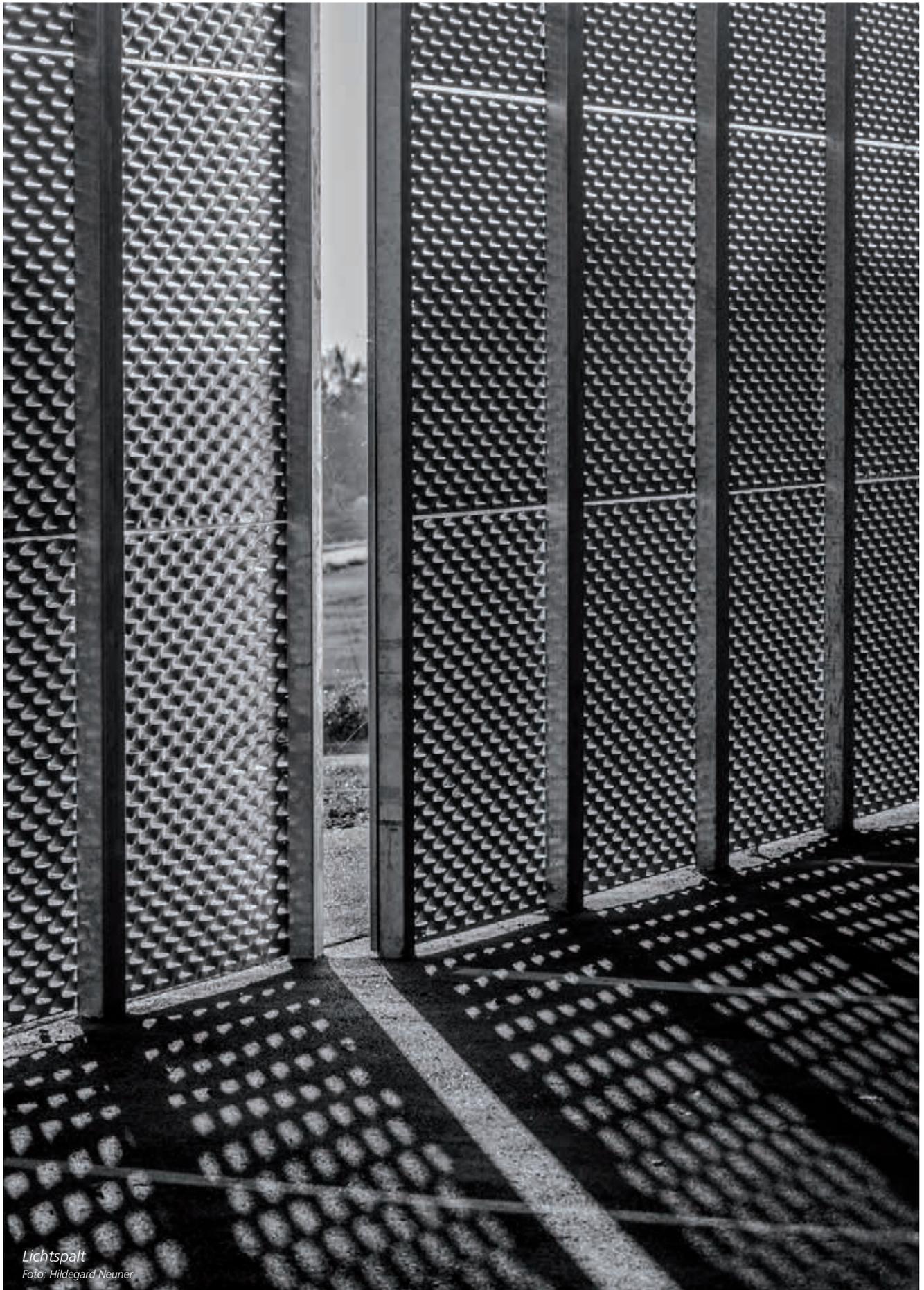
Ausgebucht. Eine Erfahrung. TAK 1994

Rosemarie Thümingen:

Zehn Tage im Winter. Roman. Dachs Verlag 1988
Mit offenen Augen. Adele Stürzl. Eine Annäherung.
TAK 2009

Alle Fotos von:

Hildegard Neuner, Studium der Germanistik mit Fächerkombination, Ausbildung zur Bibliothekarin, Leitung der Landesamtsbibliothek im Amt der Tiroler Landesregierung; seit einigen Jahren intensive Beschäftigung mit Fotografie



Lichtspalt
Foto: Hildegard Neuner



*Flott, mini, mondän -
Hermine Span erweckt die Welt der 50er Jahre...
Foto: Magdalena Possert*

MODE – DESIGN VON UND IN WEIBLICHER HAND. ES SIEHT GUT AUS...

Ulla Fuerlinger

Dass der Schnitt eines schicken Kleides oder die Form eines gefälligen Schmuckstückes Geist und Genialität eines Designers entspringen, ist allen bekannt. Aber auch Alltagsobjekte wie Trinkgläser, Couchtische oder Brillenetuis bedürfen der gestalterischen Überlegung. Somit fallen sämtliche vom Menschen geschaffenen Gegenstände in die Kategorie Design. Beim Begriff „Tiroler Design“ assoziiert man gerne Mode im Landhausstil, Schnapsgläser mit bunter Bauernmalerei oder kernige Objekte aus Vollholz mit Herzmuster. Das ist voreilig, ja, völlig unzutreffend und von vorgestern.

Ob Kunsthandwerk, Möbel oder Mode, die Designszene in Tirol ist sichtbar geworden, überaus rege und in einigen Bereichen sehr weiblich. Das lässt sich beispielhaft anhand des Modedesigns veranschaulichen. Ein querschnittartiger Überblick.

Textile Kunst

Zu den Pionierinnen der Tiroler Modeschaffenden zählt Hermine Span. Ihre beruflichen Gedanken kreisen seit 1984 um Mode, inoffiziell steckte sie natürlich viel früher tief in der Materie. Schon in jungen Jahren entwarf Span für sich und ihre Freundinnen Outfits, die allesamt einer Prämisse genügen mussten: sie hatten „schräg“ zu sein und sich von der Modenorm abzuheben. Dabei fand alles Verwendung, was der damals elterliche Haushalt in Aldrans hergab: Decken, Säcke, Schläuche, etc., eine Materialvielfalt, die sich in ihren Kollektionen heute noch finden lässt.

In einer ehemaligen und umgebauten Garage in der Innsbrucker Angerzellgasse richtete die Designerin ihr Atelier nebst Verkaufslokal ein. „Garage Span“, so der Name für Ort und Label, ist mittlerweile aus der österreichischen Designer-Szene nicht mehr wegzudenken. Eröffnet wurde die Garage im Jahr 1984. Seitdem entwirft Hermine Span Kollektionen, die auf modifizierten Grundschnitten basieren oder vorzugsweise durch Drapieren von Stoffteilen am Körper entstehen. Sind Schnitte und stilistische Elemente ausgefallen, so kann man die verarbeiteten Stoffe gelinde gesagt als exzeptionell bezeichnen. Die Ware wird in Mailand bezogen, oder in Paris, doch auch Bestände aufgelassener Stoffgeschäfte wandern nicht selten in den Besitz der Designerin. Spans Entwürfe sind in Schnitt und Stil straight, ihre Neigung zum Bedrucken des Stoffes ist eher ironisierend-verspielt. Ein Spiel mit bekannten Symbolen. Und so werden T-Shirts, Röcke, Kleider und Accessoires von Kühen, Adlern, Pudeln, Wildschweinen oder dem Edelweiß geziert. Und natürlich immer wieder - der Herminator, ein von Span kreiertes, sich auf den Terminator beziehendes Mischwesen. Gerne verfremdet Span bekannte Logos - bei ihr wird nicht in den Apfel sondern lustvoll in die Birne gebissen. Und auch zum Innsbrucker Stadtwappen hat die Künstlerin ein entspanntes Verhältnis und arbeitete es (1991) in zotteligem Plüsch nach.

Ebenso legendär wie Spans Kreationen sind die Modeperformances, die meist an ungewöhnlichen Orten stattfinden, u.a. am Innsbrucker Bahnhof, in der Galerie im Taxispalais oder im MAK (Museum für angewandte Kunst) in Wien und immer wieder im Innsbrucker Treibhaus.

Mode als Unternehmen

Auch die Innsbruckerin Susanne Prister ist bereits 15 Jahre in der Modedesign-Szene tätig. Alles begann völlig unspektakulär in einem kleinen Atelier in der Reichenau, wo Modelle entstanden, die sichtbar an Tiroler Trachtenmode angelehnt waren. Und dann ging's relativ rasch ziemlich steil bergauf: ein größerer eigener Showroom in Wilten, die Einladungen bedeutender Häuser (Bipa, Billa, Penny International, REWE etc.) Corporate Fashion Konzepte zu entwickeln und Stil-Coachings durchzuführen. Soeben stellte Prister eine spezielle Braut- und Festtagsmode-Couture-Linie fertig, die mit der Frühjahrskollektion gemeinsam ausgeliefert wird. Und schon dreht sich das professionelle Rad weiter und die Gedanken kreisen um den kommenden Herbst und Winter.



Traditionelle Stilelemente wie die „Froschgoscherln“ und aktuelle Schnittführung: Sabine Sommeregger kombiniert virtuos Altes mit Neuem.

Foto: Sabine Sommeregger

Hat man es als Designerin in Tirol schwerer als anderswo? Nein, so die klare Antwort der Designerin. Wahrscheinlich, fährt sie fort, ist es hier genauso schwer wie anderswo Fuß zu fassen. Vor 15 Jahren gab es in Tirol kaum Designer(innen), was sich mittlerweile geändert hat und doch sehr von einem zunehmenden modischen Interesse zeugt.

Naturverbunden

Erdige Töne, etwas Grün, Schwarz, Weiß – die Farbenwelt von Lisa Walde. Die junge Designerin führt seit 2010 ein eigenes Atelier im angesagten Innsbrucker Stadtteil St. Nikolaus. Nach HTL und Glasfachschole in Kramsach, ging Walde nach Wien. Vier Jahre lang besuchte sie die Modeschule Hetzendorf, machte ihren Abschluss und ging tatsächlich zurück nach Innsbruck. Es fehlte ihr die Natur. Wenn man sich Waldes Entwürfe und Modelle ansieht, wird schnell klar, dass sie von Natur umgeben sein muss. Sie arbeitet mit ihr – ob es die erdigen Farbtöne sind oder die Materialien wie Baumwolle, Wollstoffe, Walk, Leder und Alcantara. Ihre Entwürfe dienen gewissermaßen als Schutzschild gegen die bedrängende Außenwelt, eine textile Höhle aus Stoff, in der man sich verbergen kann. Die Schnitte laden dazu ein, selbst kreativ zu werden. Walde macht Kleidungs-Vor-

schläge, die der Träger individuell und nach Lust und Laune umgesetzt. Da erhält ein Pullover schon einmal fünf Öffnungen, in die man wahlweise hineinschlüpfen kann.

Im zunehmenden Maß schätzen die Menschen die Mode Lisa Waldes und deren Angebot zur kreativen Mitarbeit. Immer häufiger besuchen modisch Interessierte ihr im Hinterhof gelegenes Atelier in der Innsbrucker Innstraße. Die von ihr entworfene Umhänge-Tasche in diversen Materialien und Farben entpuppte sich als Dauerbrenner und eigentlich wäre sie allein mit der Anfertigung des formschönen Accessoires ausgelastet. Großartigen Expansionsgelüsten hängt die Designerin nämlich nicht nach. Auf die Frage, wohin sie strebt und was sie sich noch alles wünscht, antwortet sie bescheiden, dass eigentlich alles gut ist, wie es ist.

Traditionsverhaftet

Die Spannung zwischen dem Alten und dem Neuen ist wohl der deutlichste Ausdruck von Lebendigkeit. Auf diesem Nährboden gedeiht die Arbeit der Designerin und Schneiderin Sabine Sommeregger. Sie lernte ihr Handwerk bei namhaften Firmen wie Sportalm, Head, Eisbär, Anzi Besson und Daks of London, entwickelte 2008 ihre erste Kollektion und eröffnete 2011 eine Boutique nebst Atelier in Kitzbühel. „Neues entsteht, indem man nicht kreierte, was jeder will, sondern das, wovon niemand zu träumen wagt“ - so das Credo der Kitzbühelerin, die vorzugsweise zu traditionellen Materialien wie Walk, Wolle oder Natur-Stretch greift und einen zukunftsweisenden Trend verfolgt: weg von industriellen Waren und



Herminator, Edelweiß, Wildschwein, Adler und Kuh - „Spans Tierleben“, das textile Nachschlagewerk

Foto: Wally Witsch, Magdalena Possert

gesichtslosen Produkten, hin zu handgefertigten Kleidungsstücken und zeitlosem Design. Dafür gräbt Sommeregger schon einmal althergebrachte, längst vergessene Stilelemente aus. An einem Jackenmodell finden sich z.B. handgefertigte „Froschgoscherl“, die man, auch Froschmäuler genannt, aus der Trachtenwelt kennt. Sie stehen für eine Tiroler Tradition und erfahren durch Sommeregger eine zeitgemäße Umsetzung. Jedes Stück aus ihrem Haus wird mit einem „T“-Metallknopf veredelt, der zwar nicht in Tirol aber immerhin in den Gmundner Metallwerken gefertigt wird.

Bühnengewänder

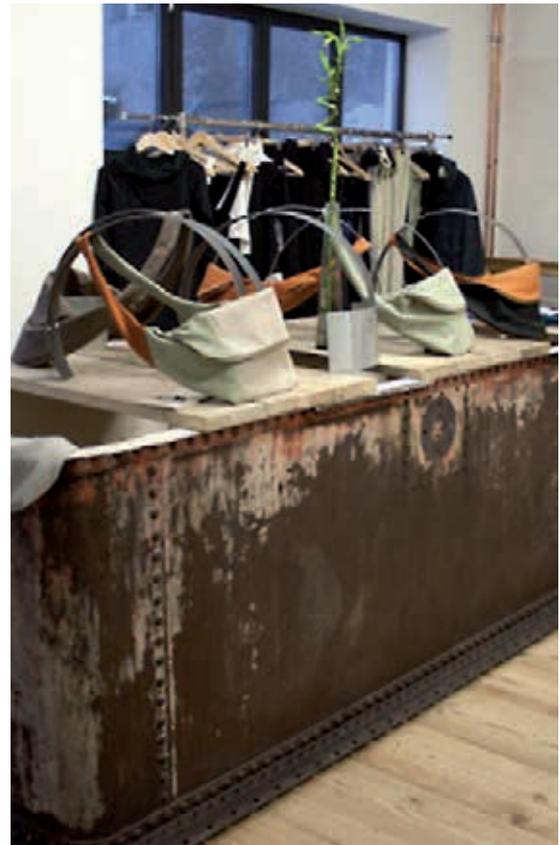
Bereits in jungen Jahren zog es Sigrid Wenter zu Nadel und Faden. Sie wollte sich selbst stylen und nicht die von der Mutter ausgesuchte Kleidung tragen. Nach der Ausbildung in der Fachschule für Damenkleidermacher und zur Schaugestalterin folgte der Schritt in die Selbständigkeit in der Eventbranche. Immer schon spürte Wenter eine starke Affinität zum Theater und 2004 erhielt sie den Auftrag Bühnengewänder für das Kellertheater Innsbruck zu kreieren.

Mittlerweile betreibt sie in Gemeinschaft mit ihrem Partner den „Salon 41“ im Künstlerhaus Vierundeinzig in der Innsbrucker Haller Straße. Dort entwirft sie ihre Kollektionen und Kostüme für verschiedene Bühnenproduktionen. Wenter sorgt aber auch für Wissensvermittlung und bietet Designer-Nähkurse für all jene an, die sich Kleidungsstücke selbst herstellen möchten. Überdies ist der Salon 41 Ideenwerkstatt für die Verschönerung von Innenräumen - gerne auch Theaterbühnen.

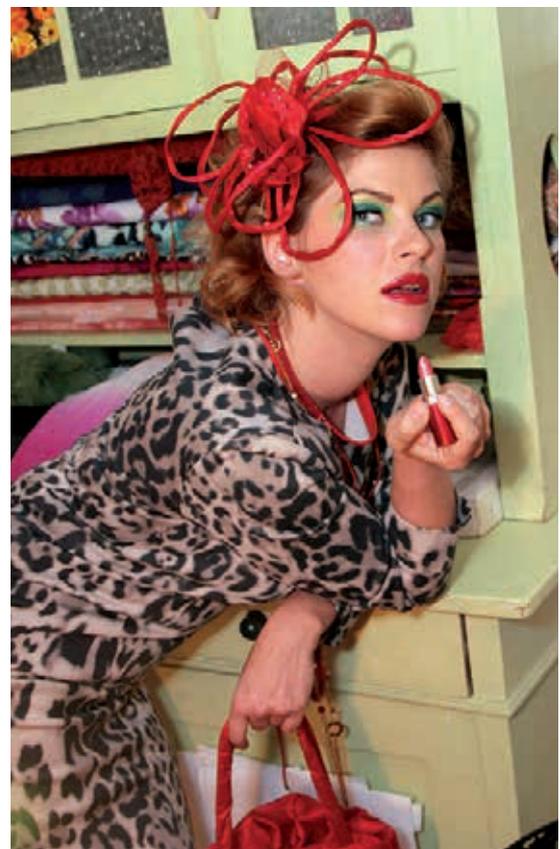
T-Shirts

Als Quereinsteigerin kann man Birgit Kopp bezeichnen. Nach dem Architekturstudium lernte sie die Härten des Arbeitsmarktes hautnah kennen, zumal als alleinerziehende Mutter von zwei Kindern. Nach einer Umschulung zur Wirtschaftsassistentin ließ sich der Trieb nach schöpferischer Betätigung nicht mehr unterdrücken. Kopp entwickelte recycling-Wohnobjekte, nahm an verschiedenen Ausstellungen teil, etwa an der Internationalen Designmesse „blickfang“ im Wiener MAK. Dort zeigten sich die Besucher derart angetan, dass Kopp beschloss, den eingeschlagenen Kreativ-Weg weiterzugehen. Es folgte die Eröffnung eines eigenen Geschäftes und die Teilnahme am T-Shirt-Wettbewerb in Innsbruck, den sie mit dem Sujet „Schmetterlinge am Bauch“ glattweg gewann. Damit war das Hauptbetätigungsfeld geschaffen: das Designen und Bedrucken von Shirts und anderen Textilien für Erwachsene, Kinder und Babys.

Zeit sich wieder einmal zu verändern? Ja, meint sie, Innenraumgestaltung im Low-Budget-Sektor würde sie sehr reizen, doch sieht sie in Tirol dafür eher keinen Markt. Haben es denn Designer im Herzen der Alpen schwerer als anderswo? Nein, das lässt sich so nicht behaupten, meint Kopp, kreativ Tätige haben es nirgendwo leicht. Auch nicht in der Großstadt, allerdings wäre dort die Nachfrage stärker und das Bewusstsein und die Wertschätzung für die Kreativleistung selbstverständlicher.



Lisa Waldes Flagstore in St. Nikolaus/Innsbruck
Foto: Ulla Furlinger



Tiger Lilly: Verführung durch Prister
Foto: Prister



Birgit Kopp trägt ein T-Shirt aus eigener Produktion
Foto: Kopp



Susanne Prister entwirft spezielle Festtags- und Brautmode
Foto: KHM Museumsverband

Die Designszene in Tirol wäre schon ganz gut, in den letzten Jahren hat sich da wirklich einiges getan. Geradezu begeistert ist Kopp von der jüngsten Renaissance der Handarbeit, die ja über Jahrhunderte hinweg eine weibliche Angelegenheit gewesen ist und somit schmächtig unterschätzt und kaum honoriert wurde. Womit sich für sie ein weiterer Problembereich eröffnet: die Wertschätzung von Frauen- und Männerarbeit. Da herrsche, erklärt Kopp, noch immer ein völlig unverständlicher Missstand: „Man denke nur daran, seit wie vielen Jahren Frauen Mützen und andere Objekte häkeln, stricken, sticken und klöppeln und welchen Hype zwei Mützen-häkelnde Männer schlagartig auszulösen vermochten.“

Elfenkleider

Zwei der erfolgreichsten Designerinnen der österreichischen Modeszene stammen aus Tirol, leben und arbeiten aber seit Jahren in Wien: Sandra Thaler und Annette Prechtel, die mit dem Label „Elfenkleid“ bereits eine internationale Karriere eingeschlagen haben. Im Atelier in der Margaretenstraße betritt man eine Welt des Verspielten und des Ätherischen. Elfenkleider sind durchwegs unifarbene und nicht gemustert, vorzugsweise weiß, beige oder grau, sind pastellig und hauchzart, gleichzeitig völlig schnörkelfrei und eher klassisch geschnitten.

Die erste Kollektion des Designer-Duos Thaler-Prechtel im Jahr 2000 war gewissermaßen eine Hommage an ihre Geburtsstätte: „Tirol“ betitelt, ironisierten die Modelle bekannte Trachtelemente und verfremdeten diese bis zur Unkenntlichkeit.

Gerne ergehen sich die beiden im Spiel mit Kontrasten und Effekten.

Mittlerweile verkauft Elfenkleid in Deutschland, Italien, China, Japan, im Libanon und in Dubai. Den unaufhaltsamen Erfolg verdanken die beiden Tirolerinnen nicht nur ihren guten Ideen sondern auch ihrer Geschäftstüchtigkeit. Denn kreativ zu sein, das alleine reicht beileibe nicht aus.



*Jackenmodell „Marissa“
mit handgefertigten „Froschgoscherln“
von Sabine Sommeregger
Foto: Monika Höfler.*



Ilse Abka-Prandstetter
Foto: Edith Schlocker

PORTRÄT: ILSE ABKA-PRANDSTETTER – IN MEINEN BILDERN KANN ICH LACHEN UND WEINEN

Edith Schlocker

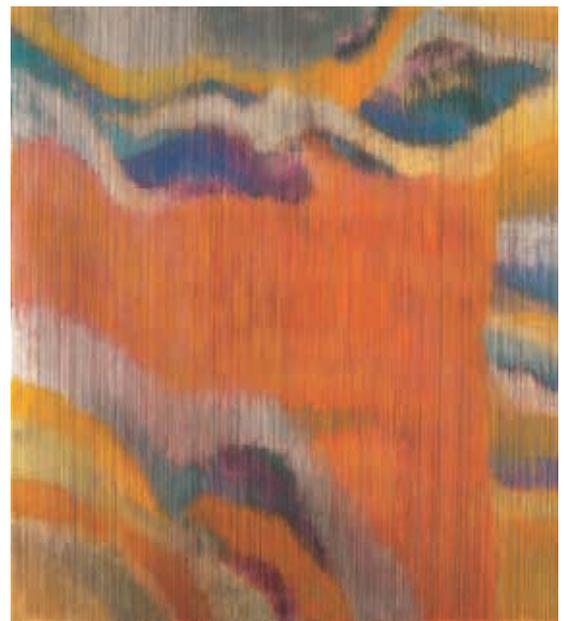
„Ich kämpfe mit jedem Bild so lange, bis es friedlich ist. Zur Ruhe gekommen ist. Erst wenn alle gestischen Impulse wieder schweigen, ist es für mich fertig.“ Das sagt eine, die selbst eine Unruhige, immer Neugierige, von Ideen Getriebene ist: die Malerin und Objektmacherin Ilse Abka-Prandstetter.

Die ersten Erinnerungen der vor 75 Jahren geborenen Wienerin sind grausig: Hunger, Tod, die Angst vor Bomben, der Geruch von Luftschutzkellern. Das Aufwachsen in der ersten Nachkriegszeit in dem zum „Bauernhof“ umgewandelten Haus der Familie vor den Toren der Stadt war für Ilse Abka-Prandstetter dagegen das „Paradies“. Und dass sie einmal irgendetwas Künstlerisches machen wird, war eigentlich immer klar. Dass es die Malerei werden wird, allerdings nicht. Tanzte ihre 15 Jahre ältere Schwester – die später einen Cutter und Regisseur heiraten sollte – doch im Opernballett, ihre Mutter war eine Theaterfanatikerin ersten Ranges. Kein Wunder, dass die extrovertierte kleine Ilse schon mit fünf Jahren Schauspielunterricht bekam und nach zahlreichen winzigen Statistenrollen als Zehnjährige in Karl Heinrich Waggerls hochkarätig u.a. mit Josef Meinrad und Käthe Gold besetzter Verfilmung seines Romans „Das Jahr des Herrn“ die wichtige Rolle der Agnes spielte. „Ich habe das Flair am Set zwar unheimlich genossen“, gesteht Ilse Abka-Prandstetter, „aber damals schon gewusst, dass die Schauspielerei nicht wirklich meins ist.“ Nervte es sie doch gewaltig, immer auf Achtung–Fertig–Los nach dem Willen eines Regisseurs funktionieren zu müssen und das noch und nocheinmal. Dazu sei sie einfach zu aufmüpfig gewesen, sagt die zweifache Mutter und Großmutter heute. Außerdem hätte sie sehr unter der grellen Beleuchtung gelitten, was das Filmkind zu einem gemacht hat, das nicht in die Scheinwerfer schauen wollte, weil diese ihre schönen blauen Augen ständig unfreiwillig weinen ließen.

Schon sehr früh hat sie am Medium des Films aber auch das schnelle Vorbeihuschen der Bilder gestört. Verspürte sie doch schon damals instinktiv das Bedürfnis, sich in stehende Bilder hineinzuverensenken. Was in ihr den Wunsch keimen ließ, Malerin werden zu wollen. Allein aus der Fantasie und einem „unersättlichen Appetit auf Farben“ heraus etwas Neues zu erschaffen, eine Parallelwelt zur realen. Ein Schlüsselerlebnis war für die Gymnasiastin eine große Van-Gogh-Ausstellung in Wien. Die Farben dieser Bilder hätte sie regelrecht gerochen, was ein ebenso verstörendes wie berauschendes sinnliches Ereignis gewesen wäre, erinnert sich Ilse Abka-Prandstetter. Ihre Freizeit verbrachte sie ab nun in den Ateliers der Bühnenbildner, wo sie sich so geschickt

anstellte, dass sie bald selbstständig nach Kunstkarten große Gemälde als Filmdekoration malen durfte.

Bald schon fing Ilse Abka-Prandstetter aber auch an, nach der Natur zu zeichnen, aus dem Off die Welt zu beobachten, anstatt im Scheinwerferlicht mit ihr zu flirten. Eine Enttäuschung für die Familie, die sie aber ihren Weg gehen ließ. Also bezog Ilse Abka-Prandstetter nach der Matura die Malklasse von Robin Christian Andersen an der Akademie am Schillerplatz und den legendären Abendakt von Herbert Boeckl. Der Zeichner Andersen sei ein wichtiger Lehrer gewesen, sagt die Künstlerin, allerdings hätte sie die Farbe bei ihm vermisst. Klassenkollegen waren u.a. Peter Krawagna, Franz Grabmayer und Giselbert Hoke, in der Nachbarklasse von Sergius Pauser saßen Jürgen Messensee und auch der um 14 Jahre ältere Tiroler Maler und Zeichner Peter Prandstetter. Der sie sehr bald zur Ehefrau, Wahltirolerin und Mutter von Joachim und Gabriel – einem Psychotherapeuten und einem Architekten – machte, die heute beide in Wien leben.



„Traumfänger“,
Fadenbild/Öl/Leinwand, 140x140 cm, 2002
Foto: Frischluft

Ihre eigenen künstlerischen Ambitionen steckte die junge Mutter zurück, ließ sie fast resignieren. Bis der große Max Weiler sie regelrecht aufforderte, ihr Studium in seiner Klasse an der Wiener Akademie fortzusetzen bzw. abzuschließen. „Ich glaubte zuerst, er hält mich zum Narren“, sagt Ilse Abka-Prandstetter, sei doch allgemein bekannt gewesen, dass der Meister nicht all zu viel von weiblicher Kreativität hält. In seiner Klasse sei ihr aber eine neue, ihre Welt aufgegangen. Die der Farben, der Malerei, wobei sie in diesen frühen Jahren hauptsächlich mit Wolle webend „malte“.

Womit Ilse Abka-Prandstetter auf Anhieb sehr erfolgreich war. Sich vor Aufträgen kaum retten konnte. In die Geheimnisse dieses Handwerks eingeführt wurde sie durch eine alte Handweberin, die in der Höttinger Gasse in Innsbruck eine kleine Werkstatt betrieben hat und eine äußerst „kunstspürige Person“ gewesen sei. Von ihr hat sie schachtelweise Wollreste bekommen und wenn deren Farben nicht ihren Vorstellungen entsprochen haben, hat Ilse Abka-Prandstetter sie einfach umgefärbt. Nicht wirklich die ideale Lösung, weshalb sie bald angefangen hat, bunte Garne zu den Wollen zu mischen. Wodurch praktisch jede Farbnuance zu erzielen war.

Basis dieser Wandteppiche waren kleine gemalte Aquarelle. Die allerdings nur den großen Entwurf im Farbigen wie Formalen vorgaben, während

der mühsame Akt des Webens ihr gewisse Freiheiten im Gestalten ließ. Die größte von Ilse Abka-Prandstetter gewebte Tapisserie – der Wandteppich für den Congress Innsbruck – misst 36 Quadratmeter, entstanden in monatelangem, fast meditativem Tun in mehreren Bahnen auf ihrem nur 2,2 Meter breiten Webstuhl. „Damals habe ich mich in das große Format verliebt“, gesteht die Künstlerin. Es gab ihr das Gefühl, sich einwickeln zu können in ihre Kunst, etwas Körper und Geist Umfassendes zu machen.

Der große Erfolg, den sie mit ihren Wandteppichen gehabt hat, sei zwar wunderbar gewesen, habe ihr aber auch das Genick gebrochen, glaubt die Künstlerin, weil es so wahnsinnig anstrengend gewesen sei. Am Teppich für den Congress hat sie rund drei Jahre gearbeitet. Beim Weben, wie sie es betrieben habe, sei man zwar nicht von jeder Spontanität abgeschnitten, müsse aber das Thema, die Proportionen und auch eine gewisse Grundstimmung vom Anfang bis zum Ende durchhalten. Lebendig gehalten durch kleine, aus der momentanen Situation heraus entwickelte Zellen. Fünf bis sechs Stunden jeden Tag zu weben sei ein Wahnsinn, hätte ein hohes Maß an Selbstdisziplin erfordert, sagt Ilse Abka-Prandstetter im Rückblick. Und das neben einem Haushalt und zwei kleinen Kindern. „Wenn sie mir erzählen, in welche Höhlen sie gekrochen sind, während ich gewebt habe, wird mir noch heute ganz schlecht“, so die Künstlerin. Aber letztlich sei doch alles gut gegangen.

Die Natur war immer Ilse Abka-Prandstetters große Anregerin. Egal, ob sie mit Wollen und Garnen oder mit „normalen“ Farben malt. Was sie nun schon seit vielen Jahren ausschließlich tut, sofern sie nicht ihre fragilen Objekte aus Fliegengittern



Wandteppich Congress Innsbruck (1995–98)

Foto: Archiv Prandstetter.

formt. Worum es aber nie geht, ist das Abbilden von Naturhaftem. „Ist Malen für mich doch ein Sichtbar-Machen von inneren Wirklichkeiten“, die oft allerdings durchaus an Blütiges, Knospiges, Fedriges, Geflügeltes oder auch konkret Figurales erinnern. Seien die realen Dinge doch für sie nie eindeutig, „werden mit jedem Wimpernschlag neu geboren“.

Um auf diese Weise auch „viel Unkraut“ im Bild wuchern zu lassen, kreierte aus ihrem „unersättlichen Appetit auf Farben“ heraus. Die je nach momentaner Befindlichkeit, als Spiegel ihres privaten oder Ausdruck des globalen Zustands pastellig hell oder auch nächtlich düster ausfallen können, gespickt mit mehr oder weniger leicht lesbaren Metaphern. Um letztlich wie gemalte Gedichte daherzukommen, auf die man sich einlassen muss, will man ihre raffiniert verschlüsselten Botschaften verstehen. „In meinen Bildern kann ich lachen und weinen“, sagt die Künstlerin, deren Wollen es generell ist, nicht malend den Zustand der Welt zu beklagen, sondern das Lebenswerte, das Positive, das Schöne festzuhalten. In diesem Sinn sei ihre Malerei durchaus als politisch zu verstehen. Glaubt sie doch an die Kraft der Kunst, die Menschen das Leben lieben zu lehren. Eine gewagte These, die für Ilse Abka-Prandstetter aber unzweifelhaft stimmt. Lebt doch alles, was sie sieht, in ihr weiter, tanze in ihrer Seele und dränge nach optischen Erfindungen, wobei manche von diesen die erste Nacht nicht überstünden, wie die Künstlerin zugibt. Denn gut sei ein Bild nur dann, wenn sich die gesamten aufgetauten Emotionen mit dem Verstand verbinden würden, glaubt die Malerin. Nur wenn sich diese beiden gleichberechtigt paaren, sei das so Entstehende mehr als Dekoration.

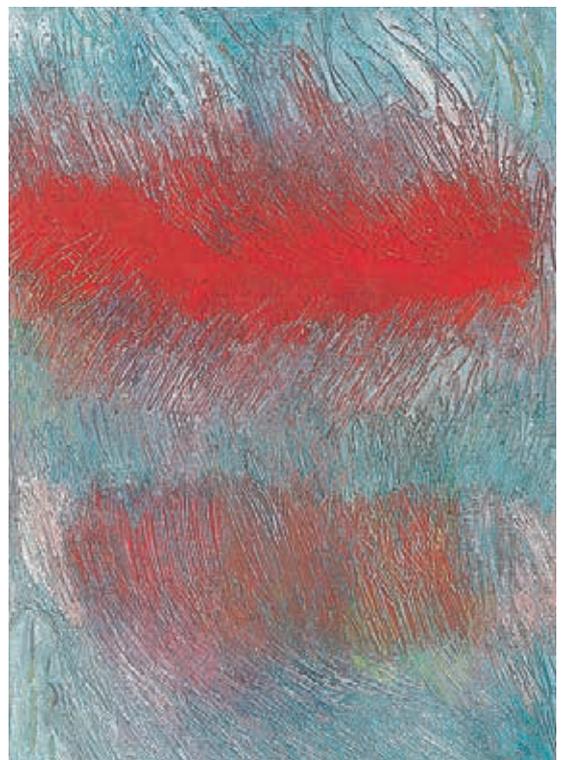
Die Entscheidung, nicht mehr zu weben, sei nicht leicht gewesen, sagt Ilse Abka-Prandstetter. Wollte sie doch keinen künstlerischen Abstieg riskieren. Es sich auch nicht leicht machen, wie so manche Kritiker ätzten. Sie allerdings aus der Zwangsjacke des Technischen erlöste, ihr die Freiheit gab, in Serien zu arbeiten, sozusagen ein Bild im nächsten weiterzudenken. Große Zyklen zum Thema „Zeit“, „Verwundete Gärten“, „Traumfänger“, „Liebesbriefe“, „Schattenspringer“ oder „Wo das Wasser versiegt, beginnen die Fische zu fliegen“, entstanden in vielen Jahren, präsentiert in zahllosen Ausstellungen u.a. im Tiroler Landesmuseum, in Galerien in Tirol und Wien.

Auch wenn Ilse Abka-Prandstetter im Malen von Öl bzw. mit Pigmenten auf Leinwand ihr Medium gefunden hat, ist sie doch immer eine Sucherin nach neuen technischen Varianten geblieben. Um etwa Fäden vor erst vage bemalte Leinwände zu spannen. Die winzigen Schatten auf diese werfen, um auf subversive Art und Weise reizvoll eine dritte Dimension ins Spiel zu bringen genauso wie einen strengen geometrischen Raster, der in Farben ertränkt zur linearen Struktur gezähmt wird. Was so entsteht, ist ein eigenartig berührendes Vibrieren, ein zwittriges Ding zwischen Bild und Skulptur, Malerei und fast textiler Haptik.

Denn was Ilse Abka-Prandstetter mag, ist, sich auf die Bedingungen der unterschiedlichsten Materialien einzulassen, sich von ihnen zu formalen Experimenten verführen zu lassen, die durchaus auch scheitern können dürfen. Aber auch auf Reisen Gesehenes, etwa die fantastischen Formen der altarabischen Kultur, die die Künstlerin bei einer Iranreise



„Lachende Freiheit“,
Öl/Pigment/Leinwand, 154x110 cm, 2005
Foto: Watzek



„Hanggetier“,
Öl auf Leinwand, 50x40 cm, 2008
Foto: Eichberger

kennengelernt hat, findet sich in Zitaten der nun entstehenden Bilder. Wie Ilse Abka-Prandstetter generell eine für diverse Spielarten der Kunst Offene ist, daran ihren eigenen Standpunkt überprüft, wenn sie auch mit Vielem nicht mithalten könne, Vieles auch nicht mag, das heute so gehypt wird.

Immer wieder hat Ilse Abka-Prandstetter in der Vergangenheit auch Aufträge zu lukrativen „Kunst-am-Bau“-Objekten, meist in der Form von monumentalen Mosaiken – etwa im Reutener Krankenhaus – oder für das Erstellen von Farbkonzepten ganzer Wohnanlagen angenommen. Habe sie doch immer einen gewissen Hang zur Architektur verspürt, weshalb es wohl kein Zufall ist, dass sie jeden Cent, den sie nicht zuletzt durch diese großen öffentlichen Projekte auf die Seite legen konnte, in ihr von Horst Parson entworfenes „Traumhaus“ gesteckt hat, das mehr eine utopische Skulptur zum Bewohnen als ein „normales“ Haus ist. Letztlich eine in den Hang hineingegrabene gläserne „Höhle“, in der sie seit 30 Jahren gemeinsam mit in vielen Jahrzehnten Gesammeltem und ihrer eigenen Kunst lebt. Besonders ihrer neuesten, die sie immer am liebsten mag. In der Hoffnung, dass diese Abenteuerlust nie aufhört. „Denn dann bin ich weg“, sagt die Künstlerin mit einem leisen Anflug von Depression. Um aber sofort mit leuchtenden Augen auf ihr nächstes Ausstellungsprojekt im Innsbrucker artdepot (10. März bis 23. April 2015) zu sprechen zu kommen, wo sie ihre neuesten Bilder und Drahtobjekte zeigen wird. Die, im Gegensatz zu dem Gemalten, außer ihrer eigenen grauen frei von jeder Farbe sind. Sie gehörten zu ihrer Art, Kunst zu denken,



„Handy“,
Öl auf Leinwand, 150x150 cm
Foto: Archiv Prandstetter

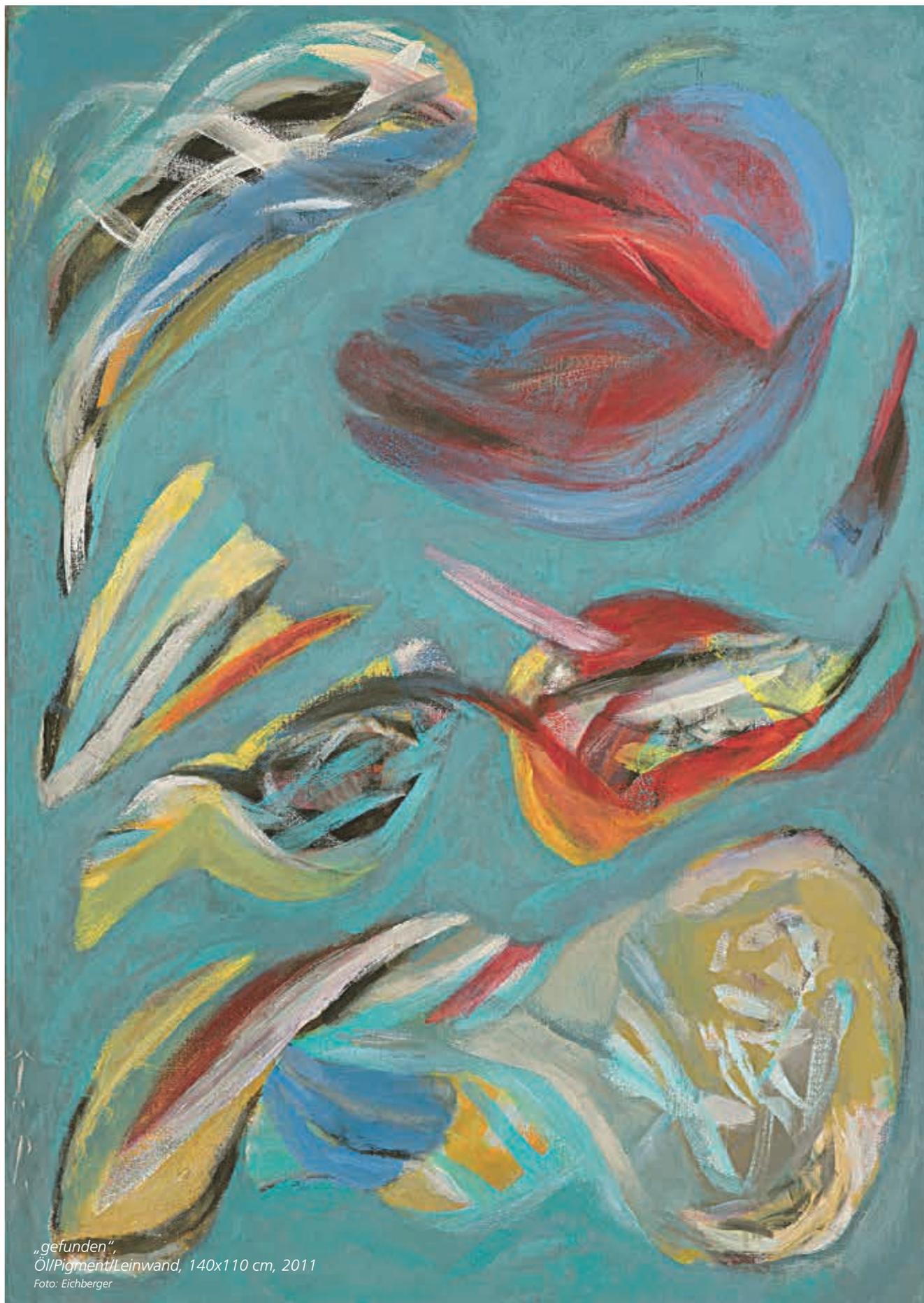
auch dazu, sagt Ilse Abka-Prandstetter, liebe sie doch das Licht. Und der Draht dieser Objekte spiegle und glänze für sie ganz wunderbar. Spielerisch durch diese durchlässigen skulpturalen Dinge, die fast zu fliegen scheinen, den Raum zu erobern, sei eine große Freude für sie. Erhebe sie über so manche Tristesse des Lebens.

Als Feministin versteht sich Ilse Abka-Prandstetter nicht. Die Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern ist für sie allerdings eine Selbstverständlichkeit. Gehe es doch letztlich nur um das Mensch-Sein, egal ob im Körper des Mannes oder der Frau. Sie selbst habe allerdings sehr früh erkannt, dass sie ohne eine gewisse Eigenwilligkeit nicht leben könne. Und entsprechend gehandelt, ohne auf gesellschaftliche Konventionen zu achten. Als Künstlerin in der so genannten Provinz zu leben, empfindet sie schon als gewisses Manko. Glaubt, dass ihre Karriere in Wien erfolgreicher verlaufen wäre. Hier in Tirol vermisste sie die Reibung an anderen, die künstlerische Herausforderung. Aber alles lasse sich im Leben nicht dirigieren, nicht rational entscheiden. Und so versuche sie halt, das Beste aus ihrer Situation zu machen, von hier aus ihre Netzwerke zu knüpfen.

Leider würden viele Galeristen nur kommerziell denken, einen Künstler fallen lassen, wenn der Verkauf nicht so toll funktioniere. Und die Begabung, ihrem eigenen Erfolg nachzurennen, habe sie schlicht und einfach nicht. Dafür sei ihr die Zeit auch zu schade, male sie lieber. Trotzdem seien Ausstellungen nicht nur als materielles Überlebensmittel essenziell, sondern ein wichtiges Vehikel der Überprüfung des Gemachten durch eine kritische Öffentlichkeit. Außerdem lerne sie selbst wahn-sinnig viel aus ihren eigenen Ausstellungen, so Ilse Abka-Prandstetters Resümee, sei Malen doch nicht ein Akt reiner Selbstbefriedigung.

Ilse Abka-Prandstetter ist zwischen 1990 und 2003 im Vorsitz der Tiroler Künstlerschaft gesessen und jahrelang war sie außerdem Mitglied des Kulturausschusses des Landes Tirol. Gerade durch ihre Arbeit in der Berufsvereinigung der bildenden Künstler hätte sie viele interessante Entwicklungszustände junger Kollegen beobachten können, was großen Spaß gemacht habe. Als empathische, wortgewaltige Eröffnungs-genauso wie Grabrednerin war die Malerin in diesen Jahren sehr gefragt, als Mentorin, liebevolle Türöffnerin. Wodurch sie für berufspolitisch wichtige Weichenstellungen mitverantwortlich ist, was allerdings viel Zeit und Kraft gekostet habe.

Um nun als doch sehr einsame Kunstarbeiterin mit ihrem immer mehr von der Natur umwucherten Haus regelrecht zu verwachsen. Was sie sehr brauche, ganz ihrer momentanen Befindlichkeit entspreche. Oft aber auch weh tue. Ein Schmerz, der durch jeden Ausflug in das Abenteuer Malerei allerdings augenblicklich verfliegt. Sie jung hält, ihr Leben letztlich so spannend macht. Im festen Vorsatz, so lange weiterzumachen, „bis ich farbenblind bin“.



„gefunden“,
Öl/Pigment/Leinwand, 140x110 cm, 2011
Foto: Eichberger



Anna Stainer-Knittel, Selbstporträt in Lechtaler Tracht, Öl auf Leinwand, 1863
Foto: Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck

DAS KÜHNE FRÄULEIN KNITTEL

Nina Stainer

Die Porträtmalerin Anna Stainer-Knittel erfreute sich zu Lebzeiten in Tirol großer Bekanntheit, dank zahlreicher Aufträge aus dem Innsbrucker Bürgertum war sie sogar wirtschaftlich unabhängig, was für eine Frau in der Mitte des 19. Jahrhunderts absolut keine Selbstverständlichkeit war. Ihr Schaffen geriet im Lauf der Zeit in Vergessenheit – trotzdem ist sie heute vielen Menschen ein Begriff, denn eine Episode ihres Lebens wurde in der Populärkultur wiederholt aufgegriffen: Anna Stainer-Knittel war die historische Vorlage für die Romanfigur der Geier-Wally, deren Bekanntheit aber bald die Erinnerung an die Künstlerin überflügelte. Abseits von diesem Mythos über eine wilde, ungezügelte junge Frau stellt sich die Frage, welche Persönlichkeit hinter dieser Kunstfigur steckt. Anna Knittel, geboren 1841 und aufgewachsen im Lechtal, verbrachte den Großteil ihres Lebens in Tirol, unterbrochen von ihrem Studienaufenthalt in München sowie einigen Reisen nach Süddeutschland und Italien. Gefördert durch den Lithographen Anton Falger und den Maler Matthias Schmid war es ihr möglich, eine künstlerische Ausbildung in München zu absolvieren – ein ordentliches Kunststudium an der Akademie war Frauen aber zu dieser Zeit immer noch verwehrt. So war ihr nur die Ausbildung an der Vorschule der Akademie in München zugänglich, wo sie sich „als einziges Frauenzimmer“ an wechselnde Lehrer und unsystematische Lehrmethoden anpassen musste. Neben der Qualität blieb auch die Dauer der Ausbildung durch die mangelnden finanziellen Mittel beschränkt. Trotz aller Schwierigkeiten wurde aber durch die Ausbildung in München ein solider Grundstein für ihre Karriere als Porträtmalerin gelegt, der für lange Zeit den Mittelpunkt ihres Schaffens bildete. Anna heiratete im Jahr 1867 trotz heftiger Proteste seitens ihrer Familie den Gipsformator Engelbert Stainer und lebte mit ihm und den gemeinsamen vier Kindern in Innsbruck. Auch wenn Anna Knittel durch günstige Umstände und ihre Neugier den traditionellen Rollenzwängen der Zeit zumindest in mancher Hinsicht entkommen konnte, war auch sie vielen gesellschaftlichen Einschränkungen unterworfen. Auf der Suche nach einer Möglichkeit, Einblick in ihre ganz persönlichen Ansichten und Gedanken zu bekommen – vor allem in Hinblick auf ihr Selbstverständnis als Künstlerin – bieten vor allem ihre Selbstbildnisse Spielraum für einen persönlichen Ausdruck. In ihrem Nachlass finden sich insgesamt sieben Selbstbildnisse, von denen ich hier zwei vorstellen möchte.

Selbstbild und Selbstbildnis

Nach ihrer dreijährigen künstlerischen Ausbildung in München kehrte Anna Knittel im Jahr 1862 in ihr Elternhaus im Lechtal zurück, schweren Herzens, wie sie in ihrer Autobiographie beschreibt: „...dort war bald alles besorgt, meine übrigen Sachen gepackt und für längeres Fortbleiben Farben und Pinsel eingekauft und endlich mit schwerem Herzen (...)

Abschied genommen und noch meinen letzten trüben Blick nach den immer ferner und weiter entweichenden Frauentürmen gerichtet drückte ich mich in einen Winkel des Waggons, um in meinem Innern Einkehr zu halten. Was nun?“ Zu diesem Zeitpunkt sehnte sie sich bereits danach, in Innsbruck leben und arbeiten zu können, verfügte aber noch nicht über die finanziellen Mittel. Die folgenden Monate waren eine für die Zukunft der jungen Künstlerin entscheidende Zeit. Sie fertigte nach ihrer Rückkehr aus München in kurzem Abstand zwei Selbstporträts an, die uns einen lebhaften Einblick in diese wichtige Zeit in ihrem Leben geben.

Das frühere Selbstbildnis entstand eigentlich aus einer Not an Modellen – nachdem sie zuvor bereits ihre gesamte Familie porträtiert hatte schreibt Anna dazu: „1863 wars im Frühjahr und neben der wieder beginnenden Feldarbeit ging ich an mein eigenes Bild zu malen, weil sich eben jetzt niemand fand, der sich malen lassen wollte. Ich suchte mir ein schönes Lechtalerkostüm zusammen, samt Hut und allem was dazu erforderlich schien.“



Matthias Schmid, Illustration zu „Das Annele im Adlerhorst“, Kupferstich, 1863

Anna zeigt sich in diesem Selbstbildnis bewusst nicht in alltäglicher Kleidung, sondern in festlicher Aufmachung, in der dunklen Lechtaler Tracht, deren feine Stickereien sie detailreich wiedergibt. Das Gesicht hebt sich hell und ebenmäßig von dem dunklen Hintergrund ab, sie porträtiert sich selbst mit aufmerksamem, ernstem Gesichtsausdruck und bringt etwas Distanz zwischen sich und den Betrachter, indem sie im Bildraum etwas weiter hinten zu sitzen scheint. In diesem Gemälde konnte die junge Malerin ihre Fähigkeiten demonstrieren – sie zeigt ihr malerisches Können nicht nur in der naturgetreuen Darstellung der Person, sondern auch durch die minutiöse Oberflächengestaltung der verschiedenen Materialien, die in dem Gemälde kombiniert werden. Das glänzende Garn der Stickereien, die metallische Oberfläche der Halschließe, das glatte Hutband im Kontrast zum matten Stoff des Hutes selbst – in jedem Detail findet sich die Gelegenheit, das Gelernte zu zeigen. Die Tracht macht einen entscheidenden Aspekt in der Aussage des Porträts aus. Anna schreibt selbst, sie habe sich ein Lechtaler Kostüm *zusammengesucht* – bereits in der Formulierung wird deutlich, wie überlegt sie die Kleidung hier einsetzt. Und wie sich später herausstellte, hatte sie die richtige Entscheidung getroffen: Nach der Fertigstellung schickte Anna Knittel ihr Selbstporträt an die Kunsthandlung Unterberger am Innsbrucker Marktplatz „voll Bangen, was etwa die Kunstverständigen dort dazu sagen würden“. Wenig später wurde das Gemälde vom Landesmuseum Ferdinandeum angekauft, wo es auch heute noch zu sehen ist. Die junge Künstlerin konnte mit dem so verdienten Startgeld nach Innsbruck übersiedeln und als Porträtmalerin Fuß fassen.

Im Adlerhorst

Interessant ist nun, dass nur wenige Monate später, im Sommer 1863 der Grundstein für ein weiteres Selbstbildnis gelegt wurde, das im Vergleich zum Selbstporträt in Lechtaler Tracht zwar völlig anders ausfällt aber in gewisser Weise ebenso starken Einfluss auf das Leben der jungen Künstlerin nehmen sollte. Das Gemälde basiert auf einem Erlebnis, das sich in jenem Sommer im Lechtal ereignete: Wie auf dem Land üblich wurden die in der Nähe ihres Heimatdorfes befindlichen Adlerhorste ausgenommen und die Jungtiere gezähmt, um das Vieh vor den Angriffen der Greifvögel zu schützen. Nur kurze Zeit vorher hatte sich bei einer solchen Unternehmung ein Unfall ereignet und es war schwierig, Freiwillige zu finden. Doch Anna erklärte sich bereit, gesichert durch ein Seil die jungen Adler aus dem Nest zu holen und setzte den

Plan auch in die Tat um. Das wurde nicht nur in der Dorfgemeinschaft, sondern auch von der breiteren Öffentlichkeit als Besonderheit aufgenommen: Der bayrische Schriftsteller Ludwig Steub verfasste im Jahr 1863 eine Kurzgeschichte mit dem Titel *Das Annele im Adlerhorst*. Nach den Schilderungen Annas verarbeitete er die Ereignisse in einer abenteuerlichen, aber trotzdem realitätsnahen Erzählung und veröffentlichte sie noch im selben Jahr. Der Tiroler Maler Matthias Schmid, einer der eifrigsten Verfechter von Annas künstlerischer Ausbildung und ein Bekannter Steubs, steuerte eine Zeichnung bei, die Anna Knittel bei ihrer waghalsigen Tat am Berg darstellte.

Die Darstellung zeigt, wie Anna in schwindelnder Höhe, gesichert durch ein Seil ein Adlerjunges aus dem Horst holt. Basierend auf der Tatsache, dass Anna sich für die Bergtour eine Hose über den voluminösen Rock ihrer Tracht gezogen hatte, wendet sie dem Betrachter ihre sehr unförmige Rückseite zu. Bekannte aus München spielten der jungen Malerin die Illustration zu und ließen sich ein paar spöttische Zeilen dazu einfallen: *Schmid malt fleissig Bauern, Mönche und auch Büttel, nicht sicher war der Arsch der kühnen Fräulein Knittel*. Annas Reaktion auf diese Anmerkungen kann man sich gut vorstellen – natürlich war das kein besonders schmeichelhaftes Ergebnis. Glücklicherweise hat Anna die Ereignisse sogar in ihrer Autobiographie geschildert, was uns ein lebhaftes Bild ihrer Gedanken vermittelt. Sie schreibt: „Denn als die Illustration von Schmid so ungeschickt aufgefasst war, murkte ich in einem fort. Warum hat er's nicht so gemacht, mit dem Gesicht gegen den Beschauer, setzte mich hin und zeichnete es, wie ich meinte, dass man's hätte machen sollen. Die Idee gefiel mir immer besser und so entstand dann das große Ungetüm (...), welches mir so viel Strapazen, Kosten und Sorge verursachte.“

Das große Ungetüm

Die junge Künstlerin machte sich also an eine bildliche „Gegendarstellung“ und begann kurz darauf mit der Komposition eines großformatigen Ölgemäldes, um ihre eigene Sicht der Ereignisse zu zeigen. Ähnlich wie in der Komposition von Schmid zeigt sich Anna gesichert durch ein Seil, sie kniet bereits im Adlernest, während sich links hinter ihr der Ausblick auf entfernte Berggipfel öffnet. Die schwindelerregende Höhe, in der sich die Felsnische befindet wird durch die winzige Figur am linken unteren Bildrand verdeutlicht, einem Beobachter, der die Szene vom Tal aus beobachtet. Während Anna den jungen Adler schon auf ihrem rechten Arm balanciert, legt sie mit der Linken einen Leinenbeutel für den Transport zurecht. Getreu ihrer eigenen Schilderung trägt sie eine Tracht, von der nur die weiße Bluse mit Puffärmeln und das bestickte Mieder sichtbar sind, während sie über dem Rock eine grobe Hose trägt, die wirklich vom Volumen des Kleides aufgebauscht wird. Im Kontrast zur Darstellung von Matthias Schmid legt die Künstlerin hier aber natürlich großen Wert darauf, sich dem Betrachter frontal zu präsentieren und konzentriert sich auf die realistische Wiedergabe ihrer Gesichtszüge – wir erkennen sie durch das Selbstporträt in Lechtaler Tracht bereits wieder. Die saloppe Bezeichnung des Bildes als „Ungetüm“ wird klar, wenn man sich die Größe des

Gemäldes vor Augen führt: Das Bild ist beinahe 2 m hoch! Im Gegensatz zu den sonst etwa 30 x 50 cm großen Gemälden Anna Stainer-Knittels sind das wahrlich monumentale Ausmaße. Noch dazu wird das Gemälde durch einen geschnitzten und vergoldeten Rahmen ergänzt, den Anna und ihr Vater gemeinsam anfertigten: Unregelmäßiges Astwerk rankt sich um die Leinwand, am oberen Rahmenteil ist ein geschnitzter Adler eingefügt, der die Erzählung außerhalb des gemalten Bildes weiterführt und die drohende Gefahr verdeutlicht, in der sich Anna befindet. Auch die Signatur der Künstlerin hat einen besonderen Platz: Mit leuchtend roter Farbe ist auf einem dreieckigen Stück Felsen rechts vom Kopf der Künstlerin eine Inschrift platziert: *Erlebt anno 1863 und gemalt -64 von Anna Knittel*.

Beim Transport von Elbigenalp nach Innsbruck wurde ein Riss in der Leinwand verursacht, worüber sich die Künstlerin mit Bedauern äußert, weil ein Verkauf dadurch undenkbar wurde. Daraus wird aber auch klar, dass das Gemälde durchaus nicht nur als private Dokumentation, sondern als für die Öffentlichkeit gedachtes Werk zu sehen ist. Trotzdem war das Gemälde für kurze Zeit in einem Innsbrucker Schaufenster ausgestellt. Die deutsche Schriftstellerin Wilhelmine von Hillern wurde bei einem Besuch in Innsbruck durch das Gemälde auf die Geschichte aufmerksam und kontaktierte daraufhin die Künstlerin. Anna jedoch verliert in ihren Lebenserinnerungen kein Wort über Von Hillern, was darauf hindeutet, dass wahrscheinlich kein sehr enger Kontakt zwischen den beiden bestanden haben kann. Beinahe zehn Jahre später, im Jahr 1875 wurde die erste Auflage des Romans mit dem Titel *Die Geier-Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen* publiziert und erfreute sich innerhalb kürzester Zeit großer Beliebtheit, worauf Von Hillern den Stoff auch in eine Bühnenfassung umarbeitete. Der Grundstein für die Kunstfigur war gelegt. Die Autorin ging mit dem Realitätsgehalt ihrer Erzählung jedoch sehr frei um und entfernte sich in der Geschichte weit von den wahren Begebenheiten aus dem Leben der Künstlerin.

Es ist bemerkenswert, dass Anna Knittel in ihrer Autobiographie mit keinem Wort auf den Roman oder das Theaterstück Bezug nimmt, obwohl beide Versionen ihrer eigenen Geschichte noch zu ihren Lebzeiten großen Erfolg verzeichnen konnten. Auch die Opernfassung des Romans von Alfredo Catalani, die 1892 in Mailand uraufgeführt wurde, findet keinen Nachhall in ihren Aufzeichnungen. Aus dieser neuen Art von Aufmerksamkeit einen Vorteil zu ziehen wäre für die Künstlerin wohl ein Leichtes und angesichts ihrer wirtschaftlichen Lage, auch nachvollziehbar gewesen. So kann man daraus aber auch Rückschlüsse auf das große „Adlerbild“ ziehen: Anna begann dieses Selbstbildnis ja nicht aus einem eigenen Wunsch, sondern vorwiegend, um es „besser zu machen“ als Matthias Schmid. Es stellt sich die Frage, ob sie die Szene überhaupt in ihrem Schaffen aufgegriffen hätte, wäre nicht die Darstellung von Schmid so spöttisch aufgenommen worden. Anna verweist in ihrer Autobiographie nur kurz und mit reichlich ungeduldigem Unterton auf die Anekdote: *„Den Vorgang von dieser Adlerausnahme habe ich auch wieder ganz genau erzählt in dem Buch von Steub, müsst es halt zwischenein da lesen. Nun ist die Geschichte halt wieder in*



Anna Stainer-Knittel, Selbstporträt, Öl auf Leinwand, 1861
Foto: Archiv Forcher



Anna Stainer-Knittel, Selbstportrait im Adlerhorst, auch: Adlerbild, Öl auf Leinwand, Originalrahmen nach dem Entwurf der Künstlerin, 1864
Foto: Privatbesitz

den Zeitungen breitgeredet worden. „Die Künstlerin zeigt sich im Adlerbild in einer ungewöhnlichen Rolle, deren Bodenständigkeit und Dramatik für die Stadtbewohner in gewisser Weise exotisch scheinen musste und ihre Wirkung nicht verfehlte. Auch die Reaktion von Hillerns auf das Gemälde ist nicht verwunderlich, sie schlägt jedoch ausgehend von den realen Ereignissen eine völlig andere Richtung ein, als es die Künstlerin vielleicht beabsichtigt hatte. Auch wenn sie sich offenbar mit Anna ausgetauscht hatte, ist angesichts des Romans klar, dass eine wahrheitsgetreue Erzählung wohl nicht in der Absicht der Autorin lag. Da sich abgesehen vom Selbstporträt im Adlerhorst im Schaffen von Anna Stainer-Knittel keine Bezugnahme auf dieses Ereignis, geschweige denn auf die Geschichte über die Geier-Wally findet, scheint das Thema in Annas Leben zwar für kurze Zeit präsent gewesen zu sein, offenbar verlor es aber später einfach an Wichtigkeit.

Die beiden Selbstporträts vermitteln uns ein sehr persönliches Bild der jungen Anna. Wir sehen hier einerseits die frisch ausgebildete Porträtmalerin, die gerade aus der Großstadt München heimgekehrt ist und in einem Vorzeigestück ihr technisches Können beweist. Die junge Künstlerin versucht ihr Glück beim bürgerlichen Publikum Innsbrucks und schafft mit ihrem repräsentativen und detailreich ausgestalteten Porträt in Lechtaler Tracht den Sprung in die Selbstständigkeit. Auf der anderen Seite vermittelt uns das Selbstporträt im Adlerhorst das Bestreben, ihre Erlebnisse mit eigenen Bildern darzustellen und den Wunsch, sich von der missglückten Darstellung Schmidts zu lösen. Das monumentale Bildnis zeigt uns eine mutige junge Frau in einer bemerkenswerten Situation, Ursprung einer Geschichte, die sich schon seit Jahrzehnten großer Beliebtheit erfreut. Gleichzeitig bezeichnet Anna selbst das Gemälde augenzwinkernd als „Ungetüm“ und misst der Anekdote in ihrer Autobiographie keine weitere Bedeutung bei. So kann man wohl guten Gewissens Abschied nehmen von der wilden Geier-Wally und Anna Stainer-Knittel als das im Kopf behalten, was sie wohl war: Das kühne Fräulein Knittel.

Anna Stainer-Knittel-Gedenkweg

Des Menschens Wege prägen Kultur und Natur – unter diesem Motto wird im Frühsommer/Sommer 2015 der Gedenkweg im Lechtal „eröffnet“.

Die Künstlerin Anna Stainer-Knittel (1841-1915), weltweit bekannt als „Geierwally“, hat ihre Spuren hinterlassen. Sie stammt aus dem Lechtal, war Tochter eines Büchsenmachers und schon in frühen Jahren bestimmt die Kunst ihr Leben. Ihre künstlerischen Ambitionen haben auch einen familiären Hintergrund, sie wählte für die damalige Zeit einen recht unkonventionellen Weg. War sie eine weibliche Rebellin, eine Vorkämpferin, eine Frau, für die die Familie sehr wichtig war? Der Mythos „Geierwally“, die medial breitenwirksam literarisch inszenierte (vermeintliche) Lebensgeschichte, prägt ihr Bild in der Gegenwart. Ihr Leben bestimmten aber Wege, die nicht immer geradeaus führten, die holprig waren und so manche (Wege)Kreuzung mußte bewältigt werden.

Das Lechtal, die regionale Alltagskultur und die natürlichen Gegebenheiten – die Natur – haben sie geprägt. Davon zeugen nicht nur ihre Bilder. Die Bergmassive, das Almleben hoch oben auf den Mähdern, die Arbeiten unten im Tal, die Jochübergänge und die Pflanzen- bzw. Tierwelt sind Teile ihres Lebens. Auch wenn man die Heimat verlässt, in der Ferne/Fremde weilt, bleiben die altbekannten Erfahrungen in Erinnerung. Ob man dies nun wahrhaben will oder nicht, ob bewußt oder unbewußt, die Geschichten und Orte einer Region hinterlassen Eindrücke und Anschauungen.

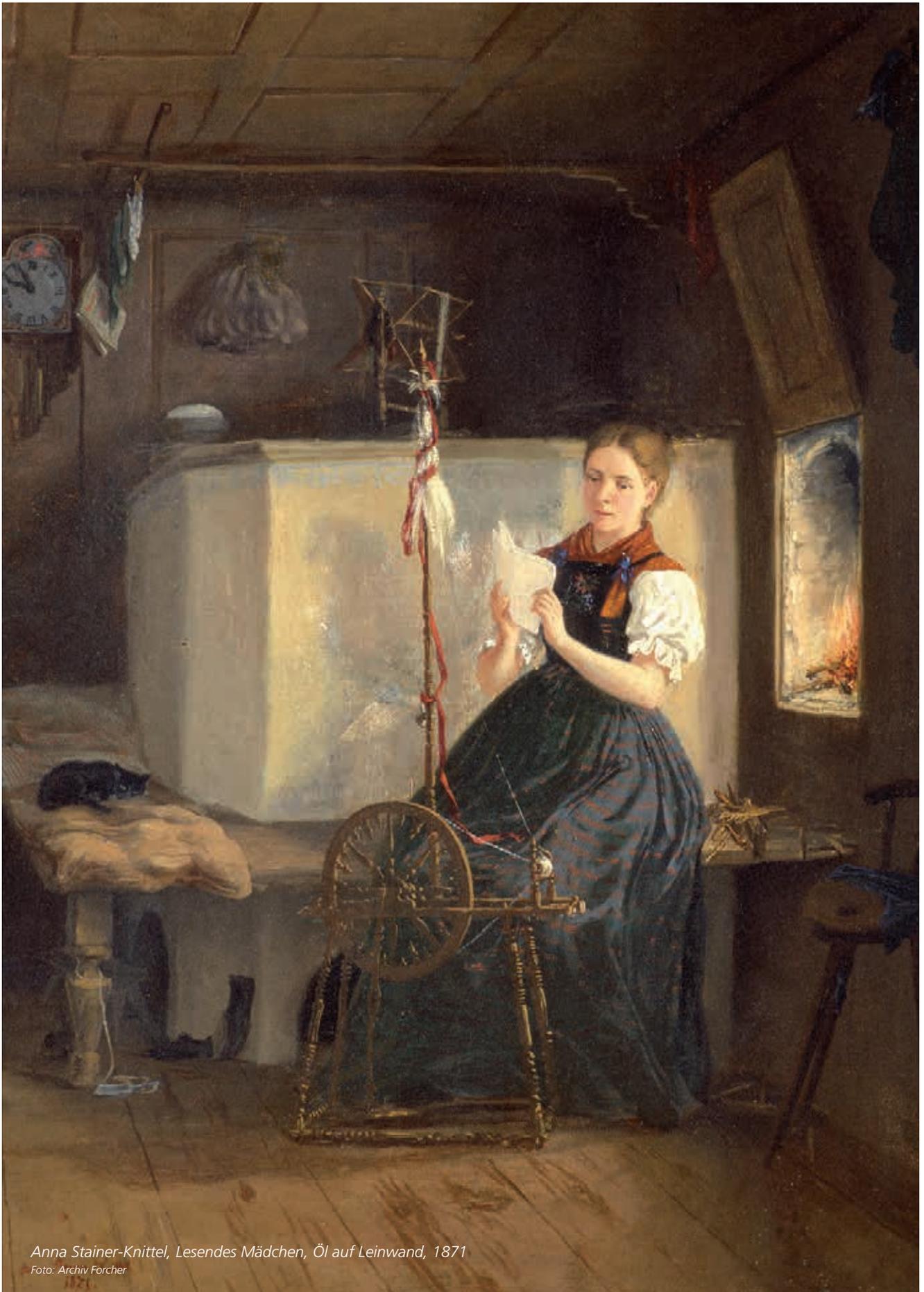
Das bewegte Leben der Anna Stainer-Knittel, ihr Zugang zu Natur und Kultur, ihre Wegstationen, die so nicht immer geplant waren, sind auch Botschaft:

Den persönlichen Werdegang säumen so manche unvorhersehbare Gabelungen/Entscheidungen. Und so manche Abweichung vom Weg legt Zeugnis ab von unserer regionalen Herkunft, von Traditionen, aber auch von der Bereitschaft tatenmutig über die „Gipfel zu schauen“...

Der Anna Stainer-Knittel-Gedenkweg führt über eine Rundwanderung von der Gemeinde Bach im Lechtal in den hochalpinen Raum. Auf neun Stationen, an ausgewählten Plätzen, erfährt der Besucher mehr über das Leben der Künstlerin, aber auch Besonderheiten der Region. Natur und Kultur sind untrennbar miteinander verbunden – das spürt man auch an den künstlerischen Werken der Anna Stainer-Knittel. Sie war eine Frau ihrer Zeit, eingebunden in regionale Traditionen, aber auch weltoffen. Eine Frau, die ihren künstlerischen Ambitionen nachging und für die die Familie eine wichtige Rolle spielte.

Ihr Leben und die literarischen bzw. medialen Aufbereitungen, z.T. mit Klischees behaftet, sind es allemal wert, nachgezeichnet zu werden. Anna Stainer-Knittel, eine Tochter des Lechtales, die hinauszog, ihre Wurzeln aber nie verleugnete.

(Petra Streng)



Anna Stainer-Knittel, *Lesendes Mädchen*, Öl auf Leinwand, 1871
Foto: Archiv Förcher



*LICHTFÄNGER-WASSERSPIEL, ein Erlebnis für alle Sinne, 2012-2013,
Gneis und Amphibolitfindlinge, Kunstweg Bartebl'ne Vent im Ötztal
Foto: Gabriela Nepo-Stieldorf*

„STEINE BEWEGEN...“ WEIBLICHE BILDHAUERKUNST IN TIROL

Gabriela Nepo-Stieldorf

„Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.“ Diese radikale Neuinterpretation der Sisyphosqualen durch Albert Camus hat eine existenzialistische Sichtweise auf den Mythos etabliert. Sisyphos wird nun verstärkt als Allegorie auf die *Conditio Humana* gelesen, seine ständig an die physischen und psychischen Grenzen des Menschen gehende Tätigkeit wird sinnstiftend beschrieben, ganz im Gegensatz zu früheren Interpretationen als das sinnlose sich Abmühen, den Stein hinaufzurollen, um ihn kurz vor dem Gipfel entgleiten zu lassen. In einem Gedicht von Portegies Zwarts 1988 singt *Sisyphus das Lob des Steines*. Sisyphos, bzw. seine „Arbeit“ wird zum Symbol für die Wissenschaft, ich inkludiere hier auch die Kunst - die sich immer in Frage stellen muss. Der Weg wird zum Ziel und kann nur mit dem ganzen körperlichen und geistigen Einsatz begangen werden, dessen wir fähig sind.

So wird das archaische Material zum Prüfstein für die künstlerische Ausdauer und Leidenschaft, technisches Können, und seine zeitgenössische Relevanz in unserem Kunstgeschehen. Die Auseinandersetzung mit dem Dreidimensionalen, das Bestasten und Spüren des eigenen Körpers und die körperliche Erfahrung des Raumes und der Proportionalität von Mensch und Raum wird in einer Zeit, in der die meisten schon als Kind den Großteil der Erfahrungen über den Bildschirm und ebenen Informationsflächen erleben, immer wichtiger.

Die enorme Anstrengung, einem Stein seine künstlerische Intension abzurufen, unternehmen nur mehr wenige männliche Künstler, noch viel rarer sind die weiblichen. Uns fehlen zwar die körperlichen Kräfte, dafür kämpfen wir aber mit mehr Geduld und Ausdauer. Große Steine werden fast nur mehr in Bildhauersymposien oder direkt am Steinbruch zu Kunstobjekten gestaltet. Da der Schmutz und die große Feinstaubbelastung im Atelier fast unerträglich sind, braucht es entweder spezielle Absauganlagen oder einen entsprechenden Freiraum. Zu den teuren Steinen und Werkzeugen kommt noch das große Problem, die manchmal einige Tonnen schweren Steine nicht nur am Platz zur Bearbeitung zu bewegen sondern dann auch vor Ort zu positionieren. Dazu benötigen wir Hebevorrichtungen, Krane, Traktoren, Tieflader...und entsprechende Plätze. Die großen Auftraggeber und Mäzene mit geeigneten Freianlagen sind rar, die öffentliche Hand wird immer sparsamer.

Daher arbeiten fast alle Künstler/Innen nicht ausschließlich in Stein, sondern loten die Möglichkeiten anderer Materialien aus, um ihr künstlerisches Anliegen zu visualisieren.

In Tirol findet man kaum Steinbrüche, die Material in entsprechender Qualität liefern. Die hier bildhauerisch verarbeiteten

Steine sind oft Findlinge oder kommen aus anderen Ländern. Daher nehmen wir Bildhauerinnen gerne die Einladungen zu Symposien außerhalb Tirols an, um dort in einer stimulierenden Umgebung und den entsprechenden technischen Ausrüstungen unsere Ideen in Stein umzusetzen.

Die Steinsymposien in Tirol sind eher rar und selten mehr als einige Jahre laufend mangels finanzieller Unterstützung. Bildhauerinnen aus Tirol findet man nur vereinzelt unter den Teilnehmern. Das Pitz- und das Ötztal haben eine bis auf 9000 Jahre zurückreichende Tradition mit der Bearbeitung von Stein.

Unter der Leitung von Kassian Erhart findet immer wieder das Steinbildhauersymposium in Mandarfen im Pitztal statt, dessen Ergebnisse der Wanderer am Skulpturenweg bewundern kann. Erklärtes Ziel dieses Symposiums ist die Auseinandersetzung moderner Künstler/innen mit der elementaren Hochgebirgslandschaft Tirols. Benützt werden nur Findlinge aus dem lokalen Gesteinen Gneis, Amphibolit und der seltene Diabas, alles extrem harte Gesteine. Unter den bisher 14 Künstlern gab es nur fünf Frauen, nur eine davon aus Tirol, Gabriela Nepo-Stieldorf.



Gabriela Nepo-Stieldorf beim Steine bearbeiten
Foto: Norbert Maringer



*SCHALEN UNTER SCHALEN 2011-12,
Gneisfindlinge, Kunstweg Barteb'ne Vent im Ötztal
Foto: Gabriela Nepo-Stieldorf*



*EINLADUNG DER VENUS 2006, Krastaler Marmor,
h 110 x l 250 x t 135 cm, derzeit Stadtpark
Foto: Gabriela Nepo-Stieldorf*



*GLÖCKNERIN 1999 Krastaler Marmor, h = 2,4m,
Großglockner Hochalpenstraße
Foto: Stefan Zenzmaier, Salzburg*

In Vent im Ötztal versammelte Gerbert Ennemoser über sieben Jahre hindurch Steinbildhauer aus Österreich und Italien, die in einer Art alpinen Open-Air-Werkstatt an Findlingen aus den umliegenden Bergmassiven arbeiteten. Es entstand eine Hochalpine Freiluftgalerie auf der Barteb'ne mit künstlerischen Werken, deren Material aus der umliegenden Natur kommend sich ganz harmonisch in sie einfügen. Unter den wenigen Steinbildhauerinnen findet sich auch die Südtirolerin **Erika Inger**. Nach ihren Studien an den Akademien für Bildende Kunst in Ravenna und Stuttgart lebt sie heute in Wien und in Laana bei Meran, wo sie mit ihrem Partner Wolfgang Wohlfarter einen internationalen Skulpturenweg errichtete. Viele ihrer Steinarbeiten entstehen im Kärntner Krastal am Steinbruch bzw. im Bildhauerzentrum Kunstwerk Krastal. In ihrer künstlerischen Entwicklung spielen Freiräume, Landschaften und Steine eine zentrale Rolle. „Natur und Kunst ergänzen sich für mich wie Rhythmus und Klang.“ Gerne greift sie auch auf traditionelle Bilder und Formen zurück wie in ihren in Vent entstandenen Schalensteinen, eine Reflexion auf die am Berghang gegenüber aufgefundenen archaischen Vorbilder.

In Innsbruck gibt es eine HTL für Kunst und Bau mit einer Bildhauerklasse, in der unter anderem auch die Technik der Steinbearbeitung gelehrt wird. Dennoch findet sich unter den Abgängern kaum eine Bildhauerin, die sich weiter am Stein abmühen will.

Christine Olbrich war einst Schülerin an der HTL Innsbruck und hat einige Jahre ihre künstlerische Arbeit ausschließlich dem Stein gewidmet. Anfangs inspiriert von östlichen Skulpturen findet sie bald zu einer stringenten Form, zeitlos, global gültig und Raum bestimmend. Vor allem ihre Serpentinobjekte werden zu einem Stück Landschaft, indem sie den farbigen Adern nachspürt. Wegen des Kraft- Technik- und Raumaufwandes musste sie leider die Arbeiten am Stein beenden.

Eine der wenigen, die erst wieder später bei Symposien mit Stein arbeitete ist die Bildhauerin **Ursula Beiler**, genannt Urbeil. Ihre bildhauerische Ausbildung erhielt sie an der HTL Innsbruck bei Prof. Haffner. Von 1987- 1992 Studium der Philosophie an der Universität Innsbruck. Sie lebt und arbeitet in Silz. Ihre frühen Arbeiten konzentrieren sich auf das Material Holz. Wenn ihr das Atelier in Silz zu eng wird, zieht sie in die verschiedenen Landschaften dieser Erde, und nützt die Außenateliers der Natur, z.B. als Mitbegründerin der LIKUS, Lech – Internationales Kunst und Umwelt Symposium, wo sie mit Sand und Steinfindlingen gearbeitet hat. Mächtige Skulpturen, Installationen und vergängliche Interventionen der Land Art und Naturkunst fügen sich in die vielfältigen europäischen Natur- und Kulturräume. Auch in Korea, Japan und Australien überraschen ihre Werke, wobei sie hier hauptsächlich in Holz gearbeitet hat. Daneben beschäftigt sie sich auch mit Performance, Feuermalerei und Branding. Ihre Tafel der „GRÜSS GÖTTIN“ zur Begrüßung auf der A 12 beim Eingang in Tirol war das Siegerprojekt > Kunst im öffentlichen Raum des Landes Tirol < 2009. Häufige Übermalungen zeigen die widersprüchlichsten Reaktionen darauf. Diese Tafel sowie die meisten ihrer Objekte sind ein starkes Zeugnis für ihr feministisches Engagement.

Die vielseitige Ausbildung (Glasfachschnur Kramsach, Fachschule für Holz- und Steinbildhauerei Innsbruck, Radierwerkstatt bei Helmut Weichselbaumer) zeigt sich in den mannigfachen Materialien, die **Barbara Fuchs** in ihren Werken verwendet. Geboren 1966, lebt und arbeitet sie in Hall i. Tirol Internationale Symposien, Kunst am Bau- Aufträge und Ausstellungen fordern sie heraus, immer wieder neue Lösungen für 3-dimensionale Werke zu finden

In der Serie Kraft nützt sie die Masse und das Gewicht der Steine und ihrer Trägermaterialien, um die Funktion von Gleichgewicht, Schwerkraft und Zug zu studieren. Dazu kombiniert sie gerne unterschiedliche Werkstoffe wie Stein mit Holz, Keramik oder Beton. Üblicherweise findet Stein bei Figuren als Sockelmaterial Verwendung, sie vertauscht die Rollen bei ihren Steinaltern: sie baut Halterungen und Sockel für Steine/ Findlinge.

Nur wenige ihrer Modelle konnte sie im Großformat realisieren.

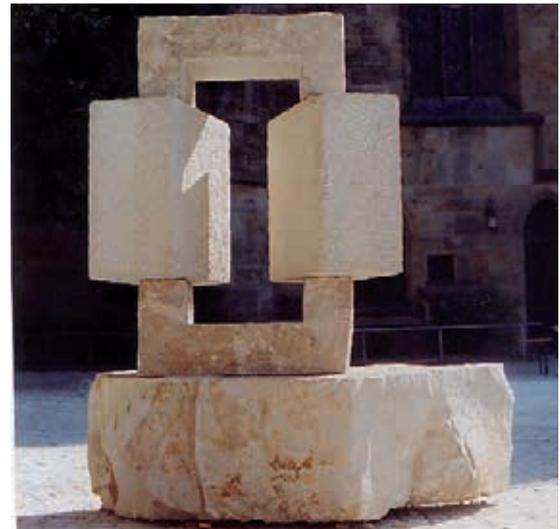
Minu Ghedina, in Kärnten geboren, verbrachte die meiste Zeit ihres Lebens in Tirol. Nach Matura, Germanistikstudium und Bühnenreifeprüfung mit anschließendem Engagement in Deutschland und Österreich studiert sie von 1990-1995 Bildhauerei bei Alfred Hrdlicka an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien. Nach einigen Jahren in Berlin und Köln kehrt sie wieder nach Tirol zurück, wo sie lebt und arbeitet. In zahlreichen Ausstellungen präsentiert sie ihr Werk vor allem in Deutschland und Österreich. Ihr Hauptthema, der Mensch und seine Beziehungen, zieht sich durch das gesamte bildhauerische wie malerische Oeuvre. Anfänglich klassisch in Stein arbeitend wendet sie immer mehr anderen Materialien zu, besonders dem künstlichen „Stein“ Beton. Hier entwickelt sie ein ihr eigenes Stilelement: ihre massiven harten Körper erhalten eine sensible Hülle aus Seidenpapier.

„Es gibt in der bildhauerischen Arbeit von **Pia Steixner** im Wesentlichen zwei Erfahrungsebenen. Zum einen geht es ihr als gelernte Bildhauerin um die autonome Skulptur, zum anderen um das Neuinterpretieren von Raum. Ihre Skulpturen sind immer beides, körperlich und intervenierend.“

(Günther Moschig, Katalog Differenz, Hg. C. Bertsch, J. Reichart, H. Sandbichler, Innsbruck 1999, S. 71)

Parallel studiert sie von 1980 – 1987 an den Akademien der Bildenden Künste, München und in Wien bei Bruno Gironcoli. Die geborene Tirolerin lebt und arbeitet in Wien. Mehrere Preise würdigen ihr Können. Vielseitig sind die Materialien, die sie verwendet, einfache, alltägliche wie Zeitung, Sperrholz usw. meist in vorgefertigten Modulen unterstützen ihr künstlerisches Anliegen, die Relation Skulptur–Raum auszuloten. Steine als geschnittene Platten werden angebohrt und erhalten durch Vernähen ein graphisches Muster.

Kultur und Zivilisation heißt, den Umgang mit dem Medium zu üben, mit jenen Hüllen, die zwischen dem Innen und dem Außen, dem Selbst und dem anderen vermitteln: dem Körper, der Haut, der Kleidung, der Sprache. **Gabriela Nepo-Stiel-dorf** legt in ihren Arbeiten ein ganzes Kaleidoskop der Aspekte der Weltlichkeit des Menschen vor. So steckt in diesen



FENSTER 2003, Sandstein, Internationales Oberkirchner Steinbildhauersymposium 2003

Foto: Ursula Beiler



KLEINE KREUZSKULPIS

Foto: Kurt Häring, Kufstein



STEINHALTER, Stein und Holz

Foto: Barbara Fuchs



*VÄTERLICH, 1995,
Kalkstein, 150x150x50 cm
Foto: Minu Ghedina*



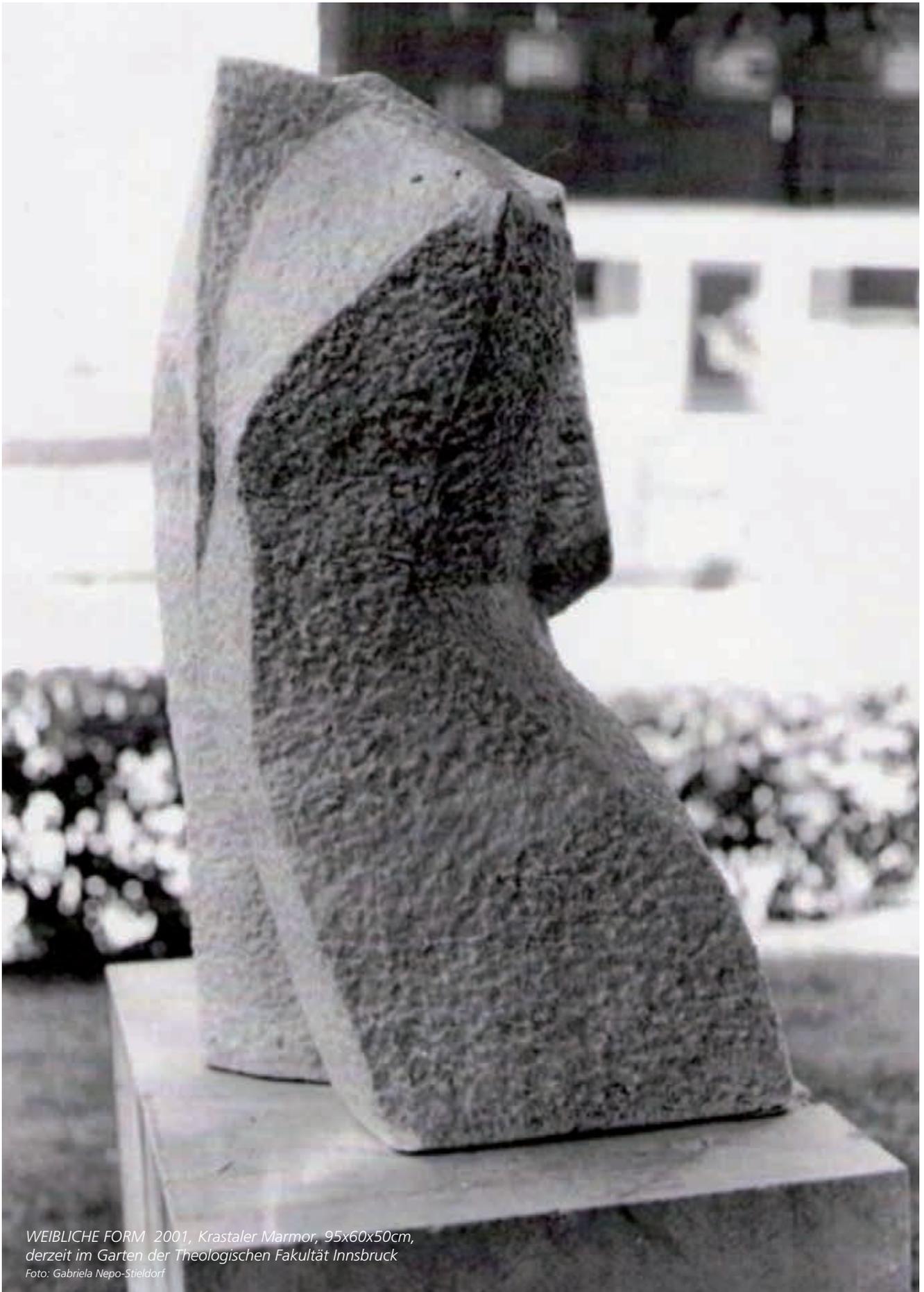
*SICH LÖSEN 2002, weißer und gelber Granit,
h140 x l 215 x t100cm, Steinbildhauersymposium
Berlin-Buch, am Skulpturenweg
Foto: Gabriela Nepo-Stieldorf*



*MOND-LICHTFÄNGER 2013
Quarzfindling, Kunstweg Barteb'ne Vent im Ötztal
Foto: Gabriela Nepo-Stieldorf*

Arbeiten wohl auch ein Plädoyer für Körper, Geschichte und Emotionen und für das Hier und Jetzt dieser Welt. Sie können als eine Mahnung gelesen werden, gegen die Verdrängung dieses Authentischen in der medialen Virtualität Widerstand zu leisten, dem Wahn der technischen Perfektionierung des Menschen, seiner Verdoppelung im Simulakrum, gegenüber wachsam zu bleiben (Bernhard Braun, Ass.-Prof. an der Theolog. Fakultät Innsbruck)

Geboren In Kufstein, aufgewachsen in Hall und Innsbruck, wo sie jetzt lebt und arbeitet. Die Studien der Medizin und Pädagogik entwickeln den Grundstein ihres künstlerischen Anliegens, es bildhauerisch umzusetzen hat sie bei Prof. Haffner an der HTL Innsbruck, bei Prof. Imre Schrammel der Universität für angewandte Kunst in Budapest und bei Prof Günther Praschak an der Kunstuniversität Linz gelernt. Mehrere Preise, Landes-Stipendien, artist in residencies in Italien, Ungarn, Kanada, Japan und USA, viele intern. Symposien und Ausstellungen eröffneten den Zugang und das Verständnis für andere Kulturen. Der authentische Mensch, die Akzeptanz seiner persönlichen und kulturellen Geschichte und deren Spuren auf und in uns, seine Position und Verantwortung in der Gesellschaft und in der Natur ziehen sich als thematischer roter Faden durch Werke in Keramik, Plexiglas, Installationen und Stein. Alle Werke kennzeichnet auch der Versuch, die Form in Bewegung zu bringen als Zeichen von Leben. Ob nun als Menschenhülle oder abstrahiertes Objekt, der Betrachter wird aufgefordert sich selbst einzubringen, möglichst viele seiner Sinne zur Perzeption einzusetzen. Und immer zum Berühren und berührt zu werden.



*WEIBLICHE FORM 2001, Krastaler Marmor, 95x60x50cm,
derzeit im Garten der Theologischen Fakultät Innsbruck
Foto: Gabriela Nepo-Stieldorf*



Trachtenmädchen in alpiner Kulisse, Tiroler Volkskunstmuseum Innsbruck
Foto: A. Aschauer

„EIN TRACHTENMÄDCHEN BIN ICH NICHT!“

Interview mit der Frau in der Volkskunst

Andrea Aschauer

A. Aschauer:

In Ihrem Eingangsstatement treten Sie klar auf. Was veranlasst Sie zu dieser Aussage, die beinahe wie ein Appell klingt und vor allem: Wer sind Sie denn?

Frau in der Volkskunst:

Genau diese Frage wollte ich damit provozieren.

Kommen Sie mit - begeben wir uns auf die Suche nach meinem Wesen in den vielen Objekten der Volkskunst. Hören Sie gut zu, schauen Sie aber auch genau hin, denn bestickte Stoffe, bemalte Möbel oder reich verzierte Kleider sagen sehr viel über mich aus. Sie geben meine Wünsche und Sehnsüchte, meine Freuden und Leiden, aber auch jene Klischees wieder, die man(n) mir zugemutet hat:

Ich bin das das junge Mädchen und schwärme schon seit langem vom Traummann. Als Zeichen meiner Zuneigung schenke ich ihm eine kunstvoll verzierte Schnupftabakdose. Er scheint mich auch zu mögen, denn ich bekomme von ihm als Liebesgabe eine aufwendig bemalte Spanschachtel zur Aufbewahrung meines Schmuckes, einen wunderbar gefertigten Wachsstock zur Verschönerung meines Zimmers und sogar einen glänzenden Silberring. Vollends im siebten Himmel schwebte ich seit seinem ersten heimlichen Besuch am Kammerfenster. Ich scheine dem Ziel nach Liebe, Geborgenheit und einer Familie recht nahe zu sein.

Ich bin die junge Braut. Die prächtigen Brautkleider stehen mir sehr gut. Ich fühle mich wie eine Königin, wenn das ungewohnte Leibl auch ein wenig einschnürt. Das Haar hat mir die Mutter heute ganz besonders schön gesteckt und mit dem Brautkranz bekrönt. Zum Schluss legt sie mir den Brautgürtel um, dessen Messingschellen bei jedem Schritt meinen Weg in das neue Leben anzeigen. Mit dem Klingen der Glöckchen steigt auch meine Aufregung. Was wird mich am neuen Hof an der Seite meines Gatten erwarten? Erzählt hat mir die Mutter ein bisschen. Viele meiner Fragen blieben aber unbeantwortet.

Die Hochzeitsgaben sind ebenfalls sehr schön und aufwendig geschmückt, aber doch ganz anders als die Liebesgaben aus der Verlobungszeit. Jedes Stück auf dem Brautwagen weist unübersehbar darauf hin, was in meiner neuen Rolle als Ehefrau, Mutter und Bäuerin von mir erwartet wird: die Wiege auf eine hoffentlich zahlreiche, möglichst männliche Nachkommenschaft, das Brautschaff auf die zukünftigen unzähligen Waschtage mit aufgeschwemmten, gefrorenen Fingern, das Spinnrad auf die Gestaltung meiner Herbst- und Winterabende (ich sehe schon, meine Hände werden nie zur Ruhe kommen!), Der prächtige Brautschrank macht mir schließlich

klar, dass ich keinesfalls die „besseren Hälfte“ meines Gatten sein werde. Als „Ellerin“, „Pircherin“ oder „Schmidin“ werde ich zur Endsilbe meines Hausherrn. So steht es ja bereits im Buch Genesis und im Brief des Apostels Paulus an die Epheser: *„Doch wie die Kirche sich Christus unterordnet, so auch die Frauen den Männern in allem.“* (Eph, 5, 24).

Die schön bestickten Spruchtücher in Küche und Stube lassen ebenfalls keinen Zweifel an meiner Stellung in der Ehe und mahnen zu Disziplin, Fleiß und Sparsamkeit: *„Merk es Köchin Dir genau, Hältst Ordnung Du ist gut die Frau.“* oder *„Fleiß bringt Preis“*. Diese Aufforderungen sehe ich jeden Tag. Manchmal ist es recht frustrierend, denn ich gebe sowieso mein Bestes. Unmut darf aber nicht aufkommen, gibt es da doch auch noch den Spruch: *„Froh erfülle deine Pflicht“*.

Ich bin die junge Ehefrau, die ein halbes Jahr nach der Hochzeit noch immer nicht schwanger ist und die fragenden, fast vorwurfsvollen Blicke der Verwandten und Nachbarn fast nicht mehr aushält. Verzweifelt mache ich mich auf zu zahlreichen Wallfahrten, laufe mir die Füße wund, um durch die Opferung von Votivkröten aus Eisen und Wachs oder Stachelkugeln Erbarmen bei der Muttergottes, der Hl. Anna oder der Hl. Agatha zu erlangen.



*Schnupftabakdose, Liebesgabe, 19. Jh.,
Tiroler Volkskunstmuseum Innsbruck
Foto: A. Aschauer*

Die Bemühungen waren der Muttergottes und aller Heiligen Dank von Erfolg gekrönt. Ich bin „guter Hoffnung“. Nun muss ich vor allem darauf achten, mein Kind und mich vor den vielen drohenden Gefahren, allen voran Dämonen, Geistern und Teufeln zu schützen. Gerade Schwangere und ihre Leibesfrucht sind begehrte Opfer des Bösen und ohne Schutz auch äußerst verletzlich. Es ist nur gut, dass mir ein breites Spektrum an Hilfsmitteln zur Verfügung steht und ich mich so nicht bedingungslos ausgeliefert fühlen muss. Um meinen Hals hängen Skapuliere, Schrecksteine und Heiligenmedaillons. Unter den Kopfpolster lege ich den Rosenkranz und im Schürzensack trage ich eine Maulwurfspote.

Bei der Geburt meiner Kinder steht mir die Dorfhebamme zur Seite, die in ihrer Tasche nicht nur schmerzstillende Kräuter und das hölzerne Hörrohr mitführt, sondern mir bei den ärgsten Schmerzen ein Wehenfläschchen und ein Malachitkreuz in die Hand drückt und meinen prallen Leib mit der Länge Mariens umwickelt, damit die Geburt für mein Kind und mich glücklich endet.

Im Wochenbett bringen mir Verwandte und Nachbarn geschnitzte oder bemalte Wöchnerinnenschüsseln, gefüllt mit nahrhaften Speisen, damit ich schnell wieder zu Kräften komme. Das ist auch mehr als notwendig, denn die Arbeit duldet keinen Aufschub. Außerdem warten noch zahlreiche weitere Geburten auf mich.

Wenn mein Kind und ich die ersten Wochen gut überstanden haben, vergesse ich natürlich

nicht, mich bei den Gnadenmüttern für ihre Hilfe zu bedanken. Ich wandere erneut zu den Wallfahrtskirchen, knie erschöpft vor den Altären und spende Votivtafeln, Kerzen und Fatschenkinder aus Wachs aus tiefer Dankbarkeit für die glückliche Geburt.

AA:

Nach diesem ersten Rundgang sieht es beinahe so aus, als würde sich Ihre Rolle in der Volkskunst auf die berühmten drei „K“ - „Kinder, Küche, Kirche“ begrenzen, wie es ganz gerne in Männerwitzen beschworen wird?

FidV:

Sehr viele Objekte der Volkskunst lassen diesen Eindruck entstehen. Doch gerade deshalb bin ich ja so froh um die Möglichkeit dieses Interviews, damit ich auch auf weitere Aspekte meines Anteiles in der Volkskunst hinweisen kann.

Ich bin nämlich auch eine begabte Künstlerin und Kunsthandwerkerin. Es wird mir meist die Befähigung zur Kunst, die aktive Erschaffung von Objekten abgesprochen und meine Begabung eher als etwas abwertend betrachtetes weibliches Bedürfnis, Wohnraum und Alltagsgegenstände zu schmücken, gesehen. Obgleich ich das Spielen der zweiten Geige neben Vater, Bruder und Ehemann gewohnt bin, tut mir diese Bewertung oft weh. Denn ich habe nicht nur in der hohen Kunst meine Spuren hinterlassen, auch unzählige Volkskunstexponate sind beredte Zeugen meiner künstlerischen Produktivität. Dabei möchte ich aber ganz besonders darauf hinweisen, dass ich meine Werke der Klöppel- und Stickkunst, der Schnitzerei, Malerei oder Töpferei vorwiegend neben meinen vielfältigen anderen Aufgaben herstelle, oft am Abend, wenn schon alle schlafen. Es gelingt nur sehr selten, dass ich mich ganz der Kunst widmen kann, meist heißt es für mich, Kreativität und Schöpfergeist in den Alltag einzugliedern und diesem zu unterwerfen.



Wöchnerinnenschüssel, Ende 18. Jh., Tiroler Volkskunstmuseum Innsbruck

Foto: A. Aschauer

Als Ordensfrau habe ich es vielleicht in dieser Beziehung ein wenig leichter. Ich sehe meine Kunst der Klosterarbeiten als Zeugnis meiner Bestimmung, die in der Lobpreisung des Herrn besteht. Die filigranen Reliquienschreine, Wettersegen oder Hausaltärchen bringen jedoch nicht nur meine Kunstfertigkeit, Gestaltungskraft und Ästhetik zum Ausdruck, sondern auch meine Hingabe und Opferbereitschaft. Der Verzicht auf eigene Kinder fällt mir nämlich nicht leicht. Ein wenig kann ich diesen Wunsch beispielsweise in einer besonders liebevollen, kostbaren Ausstattung der Fatschenkinder aufwiegen.

Was uns Künstlerinnen, ob im Eheverbund oder Ordenskleid meist gemeinsam ist: wir bleiben anonym, wie beeindruckend unsere Arbeiten auch sein mögen. Der Ruhm gebürt nur dem Herrn in Gestalt des irdischen oder himmlischen Gatten.

Sehr häufig bin ich die Heilige oder gar Gottesmutter in der Volkskunst. Dies ist ein Bereich, der mich eindeutig dem Guten und Reinen zuordnet. Dies gilt sogar, wenn ich meine Brust als stillende Mutter des Heilands entblöße, da es doch einzig und allein der Ernährung meines göttlichen Kindes dient. Auch mein jungfräulich gesegneter Leib darf ohne weiteres dargestellt werden, fand die Zeugung doch ohne Sünde statt. Diesen Vorzug genieße ich als gewöhnliche schwangere Frau nicht. Meine wachsende Rundung habe ich so lange wie möglich unter Schnürmiedern zu verstecken, vor allem, wenn ich keine Ehefrau bin.

Ich bin die Hl. Afra und musste im Feuer schmoren. Als Hl. Barbara wurde ich enthauptet, als Hl. Apollonia zog man mir alle Zähne und als Hl. Agatha schnitt man mir gar meine Brüste ab. Diese Martyrien erlitt ich zur höheren Ehre Gottes und werde daher von Jung und Alt verehrt. Meine Darstellungen in der Volkskunst mit einem stets sanften Lächeln soll jedoch nicht über mein selten einfaches Leben hinwegtäuschen. Ich bin nämlich selten nur durch Sanftmut und Engelsingüte in den Stand von Ansehen und Heiligkeit gelangt. Als Hl. Nothburga setzte ich mich stark für meine eigenen und die Rechte der anderen ein und stellte mich gegen die Obrigkeit, was zu meinen Lebzeiten kein leichtes Unterfangen darstellte. Neben Demut und Güte benötigte ich Zivilcourage, Mut und energisches Auftreten.

Leider führten Selbstbewusstsein, Mut und Standhaftigkeit nicht immer zu Verehrung und Anbetung.

Ich bin nämlich auch die reife, fruchtbare Frau und mir meiner Reize bewusst. Ich kleide mich gerne schön, trage Schmuck und liebe ausgelassene Tänze. In meiner Lebensfreude scherze ich gerne mit diesem und jenem. Die zuerst beifälligen, oft lüsternen Blicke der Männer wandeln sich aber oft überraschend schnell in hasserfüllte und moralisierende Anschuldigungen. Ich werde der Hoffart, Wollust und Unmäßigkeit bezichtigt. Mein schöner Körper sei das Sinnbild von Verführung und Sündenfall, kein Gottes- sondern Teufelswerk. Wenn ich in meinem Irdendasein von Feuer und Qual verschont werde, droht mir dieses Schicksal spätestens nach meinem Tod in der Hölle.



*Klosterarbeit, Reliquienbild "Hl. Antonius von Padua",
Museum für Klosterkultur Weingarten*

Foto: A. Praefcke



*Maria lactans, Anfang 19. Jh.,
Tiroler Volkskunstmuseum Innsbruck*

Foto: A. Aschauer

Doch nicht nur als schöner, selbstbewusster Frau kann mir ein solches Los bevorstehen.

In bin die alte Frau mit zerfurchtem, vom Leben gezeichneten Gesicht, und darf mein Alter nicht immer mit Würde tragen und Respekt dafür empfangen. Falle ich nur irgendwie unangenehm auf, bin vielleicht aufgrund meines Alters „wunderlich“ und sehe durch meine trüben Augen auch noch unheimlich aus, werde ich schnell zur hässlichen, besenschwingenden Verkörperung des Dunklen und Bösen. Sie verachten mich und sagen, mein Buckel komme nicht von harter Arbeit, sondern weil der Teufel mich reite. Meine Zahnlosigkeit und meine verkrüppelten Hände lassen kein Mitleid aufkommen, sondern gelten als Zeichen meiner Verkommenheit. Und dabei

kann ich noch froh sein, wenn man „nur“ über mich lacht und bei Fasnachten als Ordnungsfigur einsetzt.

AA:

Uns wird nun klar, warum Sie sich so gegen Ihre Verkörperung im Trachtenmädchen als DAS häufige Synonym für die Frau in der Volkskunst wehren. Dieses liebevolle, naive, stets lustige Weibchen wird ihnen ganz und gar nicht gerecht. Sie sind so viel mehr: liebend, lockend, schaffend, gebärend, mutig, stark: Sie sind eine Frau!

Wir danken sehr für das Gespräch, Ihre Hinweise und Andeutungen, und werden uns in Zukunft bemühen, Darstellungen, Schilderungen und Symbole genauer zu betrachten, auch hinter das Bild und Objekt zu blicken und uns nicht mit vorge-setzten Stereotypen zufriedenzugeben.



Hl. Nothburga, 19. Jh., Tiroler Volkskunstmuseum Innsbruck

Foto: A. Aschauer



Lasterbild, 2. Hälfte 18. Jh., Tiroler Volkskunstmuseum Innsbruck

Foto: A. Aschauer



Hexenmaske, Ende 19. Jh., Privatesitz
Foto: A. Aschauer



Priska Bedner
Foto: Albrich



Besondere Anerkennung für Christine Schennach: Ein lebender Hahn zum Abschied
Foto: Schennach

FRAUEN IN DER MEDIZIN – EINSATZ OHNE GRENZEN

Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan. Mt 25, 31-46

Silvia Albrich

Die Tiroler sind bekanntlich hilfsbereit, spenden- und einsatzfreudig und haben das Herz am rechten Fleck. Nicht von ungefähr gibt es unzählige „grenzenlose“ Hilfsprojekte, die von Tirolerinnen und Tirolern organisiert, mitfinanziert, getragen und unterstützt werden. Groß und grenzenlos ist auch der persönliche Einsatz der Frauen in der Medizin zur Linderung dramatischer medizinischer Notlagen und Verbesserung der medizinischen Versorgung. Zwei Beispiele stehen stellvertretend für viele ehrenamtlich engagierte Medizinerinnen im Ausland:

Der vierfache Einsatz für „Ärzte ohne Grenzen“ der Innsbrucker Krankenschwester Priska Bedner und der nunmehr 20-jährige Einsatz von Christine Schennach für ein Tiroler Projekt in Tansania: Das St. Francis Hospital in Ifakara, gegründet von Dr. Karl Schöpf aus Zams, wird seit 20 Jahren umfassend unterstützt von Christine und MR Prim. Dr. Wilfried Schennach, die dafür 2014 mit dem Verdienstkreuz des Landes Tirol ausgezeichnet wurden.

Hilfe ohne Grenzen – grenzenlose Hilfe

Priska Bedner war von jeher an einem Auslandseinsatz interessiert, „ich hatte es immer schon im Hinterkopf“, erste Erfahrungen machte sie bei einem Praktikum in einem rumänischen Kinderkrankenhaus während ihrer Ausbildung. Als sie nach einigen Jahren an der Universitätsklinik Innsbruck einen Informationsabend von *Ärzte ohne Grenzen* besuchte, lebte ihr Wunsch wieder auf und sie kündigte ihre Stelle. Ihr erster Einsatz führte sie – „selbstverständlich von *Ärzte ohne Grenzen* gut vorbereitet“ – 2010 nach **Haiti** wo nach dem verheerenden Erdbeben die Cholera wütete. In Cap-Haïtien im Norden des Landes wurden die Kranken in einer Turnhalle und drei großen Zelten betreut: „Das war der ‚first outbreak‘, der allererste Schub, dieser Einsatz war legendär für alle Mitarbeiter. Wir mussten die ganze Infrastruktur aufbauen, alles desinfizieren.“ Wenn Priska Bedner „wir“ sagt, meint sie immer *Ärzte ohne Grenzen*, *Medecins sans frontieres*, kurz MSF.

Der erste Eindruck

Ihren ersten Eindruck wird sie nie vergessen: „Es war unbeschreiblich, ich hab mir gedacht ‚Nein, das kann es jetzt nicht sein! Wo bin ich denn da?‘: Die Menschen lagen dicht nebeneinander, die Betten hatten ein Loch in der Mitte mit einem Kübel drunter, damit sie nicht aufstehen mussten. Später bekamen wir auch Klappliegen, das war eine spontane Spende von einem Kreuzfahrtschiff.“ Priska Bedner versorgte dort dreieinhalb Monate die Patienten, die mit Infusionen und einer

Elektrolytlösung behandelt wurden, schulte einheimische Schwestern und war mit vielen Todesfällen konfrontiert, denn „gerade Kinder oder Alte trocknen schnell aus, Hochschwängere hatten Totgeburten“. Der Kampf um das Leben jedes Patienten – „wir hatten weder Ultraschall noch ein Labor“ - brachte sie manchmal an die physische und psychische Leistungsgrenze. Das ist auch der Grund, weshalb die Mitarbeiter bei Emergency-Projekten, bei denen *Ärzte ohne Grenzen* meist als erste und oft einzige Organisation vor Ort ist, höchstens drei bis vier Monate im Einsatz sind und zwischen den Einsätzen mindestens einen Monat pausieren müssen.

Das tat auch Priska Bedner vor ihrem nächsten Einsatz im April 2011 an der **Elfenbeinküste**, wo der Bürgerkrieg tobte. In Schubkarren wurden in Abidjan die Menschen von Nachbarn und Verwandten zum Spital gebracht, das nur dank *Ärzte ohne Grenzen* wieder funktionierte. Denn das medizinische Personal vor Ort hatte wegen der unsicheren Lage längst das Weite gesucht. „Als ich hinunter kam, war es gerade eine Woche am laufen mit nur einem Arzt, einem Logistiker und zwei Krankenschwestern.“ Eine davon



Versorgung von Cholerapatienten in Haiti
Foto: MSF

war Priska Bedner, die drei Monate lang Kriegsverwundete betreute und derart gefordert war, dass sie erst „nach zwei Monaten das erste Mal einen Tag frei“ hatte. Denn das Personal war ebenso knapp wie etwa das medizinische Material. Priska betreute auch viele Kinder mit Schussverletzungen, erlebte, dass eine verirrte Kugel einen Patienten verletzte und besonders nahe ging ihr, „wenn jemand sein Bein verlor oder nie mehr gehen konnte“. Die Tage waren sehr lang und danach war das Abschalten oft nicht einfach, aber „der Wunsch zu helfen und das Gefühl, derart intensiv gebraucht zu werden, sind ein großer Antrieb. Zudem bietet MSF eine psychologische Hotline, bei der man 24 Stunden anrufen kann.“ Das ist nicht nur bei traumatischen Erlebnissen hilfreich, „es tut auch so gut, mit einem Außenstehenden zu reden, aber doch jemandem, der sich auskennt und schon selber einmal im Einsatz war.“ Denn man ist während der ganzen Zeit immer mit denselben Leuten zusammen und manchmal ist das ein Problem. Denn auch der Bewegungsspielraum ist in gefährlichen Regionen sehr klein.

Umso mehr hat es Priska Bedner nach ihrer Rückkehr genossen, in Sicherheit zu leben, Wege zu Fuß zurück zu legen, Wasser überhaupt und im Überfluss zu genießen, „viele Dinge, die man dann viel bewusster zu schätzen weiß“.

Ab September 2011 war sie vier Monate im **Tschad** im Einsatz: „Dort ist MSF schon lange und ein akzeptierter Bestandteil. Wir haben in einem großen Krankenhaus die Kinderabteilung betrieben, da nicht genug Platz war, mussten Zelte aufgestellt werden. Die Bevölkerung ist sehr stark muslimisch, „es war oft viel Überredungsarbeit nötig“, damit die Frauen ins Krankenhaus kommen durften. Dazu waren zwei Dolmetscher und zwei Sensibilatoren im Einsatz: „Sie informieren über den Ablauf im Krankenhaus, über Hygiene, warum und wie die unterernährten Kinder behandelt werden müssen, eben über Dinge, die für uns selbstverständlich sind.“ Sie werden auch unterwiesen wie die Medikamente einzunehmen sind: „Typisch für *Ärzte ohne Grenzen* sind die Sonnensymbole auf den Medikamenten, denn die Menschen haben keine Uhr.“ Die Mütter haben mit den Kindern und den anderen Frauen im Zelt geschlafen, „es ist üblich und notwendig, dass immer ein Angehöriger bei einem Patienten ist, denn es gibt nicht so viele Krankenpfleger, die sie waschen können.“

Im Dezember 2013 flog Priska Bedner zu ihrem vorläufig letzten und auch längsten Einsatz nach Bossangoa in der **Zentralafrikanischen Republik**. Nach dem Umsturz im März waren das Krankenhaus und die umliegenden Gesundheitszentren geplündert worden. Es herrschte Krieg, das medizinische Personal kämpfte vor allem gegen die Malaria, betreute mangelernährte Kinder und Verwundete. „Als ich kam waren in Bossangoa zwei Lager, die Muslime haben sich bei der Schule und die Katholiken bei der Kirche versammelt. Das waren Lager mit Tausenden von Leuten aus der Umgebung, die



Priska Bedner bei einer Amputation in Abidjan an der Elfenbeinküste
Foto MSF

Menschen leben inmitten von Gewalt und Chaos, sind schwer traumatisiert. Die Rebellen hatten die Dörfer angezündet, brannten alles nieder. Wir betreuten sehr viele junge Leute, viele Kinder, die versehentlich oder absichtlich angeschossen wurden.“ Hier kam der Innsbrucker Krankenschwester die Erfahrung aller Einsätze zugute: „Es ging zwar vom ersten Einsatz an gut, aber hier habe ich meine beste Arbeit gegeben.“ Sie war verantwortlich für die Organisation, für das Team, teilte die Leute ein, machte die Dienstpläne, vor allem aber viele Fortbildungen: „Ich hatte nur einen diplomierten und vier Pflegehelfer, der Rest war angelernt, man musste ihnen alles beibringen, das ist eine zusätzliche immense Verantwortung.“ Gefahr und Angst, erinnert sie sich, waren zwar nicht immer, aber immer wieder präsent. „Man darf zu Fuß nirgends hingehen, wenn, dann fährt man immer gemeinsam mit dem Auto und dem Walky talky“.

Nach einem berührenden Erlebnis befragt, erzählt Priska Bedner von der kleinen Abigail: „Sie war sehr lange bei uns, mehr als drei Monate. Die Rebellen hatten vor ihren Augen ihren Vater ermordet. Als sie ein paar Wochen drauf wieder ins Dorf kamen, hatte sie solche Angst, dass sie Reißaus nahm, allein in den Busch rannte und mit dem Fuß in eine Tierfalle geriet. Sie ist fast einen Tag lang in dieser Tierfalle gehockt und hat geschrien bis sie jemand fand. Von dort an hat sie nicht mehr geredet, sie war total traumatisiert, musste oft operiert werden, sie hat das Bein zwar behalten, wird aber nie richtig gehen können“.

In ihren Einsätzen gab es trotz aller Strapazen und der intensiven Arbeit viele schöne Ereignisse: „Man macht das nicht immer nur den anderen zuliebe, denn spätestens aber der zweiten Mission war es für mich auch eine Bestätigung und Befriedigung, weil man ständig gefordert ist, jeden Tag etwas macht, was man nie davor macht hat und es doch schafft, man lernt ungemein viel und man darf auch viel mehr als beispielsweise bei uns.“

Grenzenloser Einsatz für Ifakara Ein Tiroler Projekt im Herzen Afrikas

Das St. Francis Hospital in Ifakara hat heute 371 Betten, aus einem ehemaligen Missionsspital des Schweizer Kapuzinerordens ist ein modernes Krankenhaus europäischen Zuschnittes geworden. Dies ist auf Initiative des Zammer Chirurgen Karl Schöpf einer Gruppe engagierter Tirolerinnen und Tiroler zu verdanken; seit 1995 dem intensiven Engagement des Ehepaares Christine und Dr. Wilfried Schennach (bis 2004 privat und seither im Rahmen des Vereines „Ärzte für Ifakara“). Die Erfolge sind deutlich sichtbar: Was die zahlreichen Hilfstransporte mit notwendiger Ausrüstung, die Förderung der Ausbildung von Ärzten und Krankenpflegern, die regelmäßigen Einsätze vor Ort bewirkten, ist anschaulich auf der Homepage (siehe dort „Jahresberichte“) dargestellt.

Immer in Bewegung

Christine Schennach ist seit 20 Jahren für das Projekt im unermüdlichen Allround-Einsatz als Organisatorin, Krankenpflegerin, Logistin, Ausbilderin und und und – die Liste ließe sich beliebig erweitern: Zuhause heißt es Geld- und Sachspenden



*Immer im Team im Auto mit Walky Talky unterwegs
Foto: MSF*



*Warteschlangen vor dem St. Francis Hospital Ifakara,
Tansania
Foto: Ärzte für Ifakara*



*Die erste Aktion: Jedem Patienten sein eigenes Bett
Foto: Ärzte für Ifakara*

lukrieren, Sponsoren finden, Hilfstransporte und Aufenthalte ehrenamtlicher Mitarbeiter organisieren und vor Ort bedeutet das tatkräftig mitarbeiten. „Einfach quer durch“, befindet sie die Fülle von Aufgaben ganz normal, spielt in ihrer lakonischen Art die große Einsatz-Palette eher herunter: „Wenn ich gefragt werde, was ich bin, sag ich ‚Hausmeisterin‘. Denn du musst alles können, du musst von Maschinen was verstehen, von Logistik, musst Schwestern und Pfleger ausbilden. Ich sage ihnen, wie das bei Verbrennungen oder Hauttransplantationen zu machen ist. Es ist wichtig, dass man ihnen das zeigt, etwa wenn welche mit Decubitus sind, wenn sie wund gelegen sind, wie man das wieder zubringt, alles halt.“ Eine ihrer Aufgaben ist das sehr große Lager zu warten, „aufzuräumen, alles nach Ablaufdatum zu ordnen und immer wieder aktualisieren. Es sind schon Leute dort, aber man muss ihnen alles sagen, das betrifft auch die Hygiene. Ohne Hygiene brauch ich in einem Krankenhaus gar nicht anzufangen. Wenn rundherum alles im Sand lebt und alles staubig ist, dann merken sie es nicht, wenn es im Krankenhaus auch staubig ist...“ Selbstverständlich legt sie auch da selber Hand an, wenn es darum geht, alles sauber zu machen und motiviert mit ihrer selbstverständlichen Art auch

die Mitarbeiter. „Putzen tut die Schennach“, sagt sie, „denn mit dem haben sie es nicht so, da muss man dahinter sein. Bevor ich komme, wird drei Wochen vorher geputzt...“ Sie kommt, wenn sie gebraucht wird, meistens dreimal im Jahr für einige Wochen: „Wenn wir wissen, dass irgendetwas unten nicht funktioniert, wir haben zum Beispiel das Wasserprojekt (zwei Wasserreservoirs à 50.000 Liter) oder die Solaranlage oder irgendeine Maschine, wenn also jemand da sein muss, der organisiert, dass das gerichtet wird...“, dann kommt Christine. Denn „es ist unsere Politik, alle Geräte, die wir liefern, auch viele Jahre funktionsfähig zu halten.“

Der erste Eindruck

Die erste Reise hat Christine Schennach abenteuerlich in Erinnerung: „Es hat immer geheißen, das sei wie in Europa. Als wir in Daressalam ankamen, waren wir in einem Hotel untergebracht, in dem alle Leitungen blank waren, die Kabel sind herum gehängt. Ich dachte, um Himmels Willen, wo sind wir denn da?“ Dann sind wir mit dem Auto nach Ifakara gefahren, wir waren ewig unterwegs, damals war nur ein Karrenweg. Als wir nach Mitternacht angekommen sind, haben sie unseren Zimmerschlüssel nicht gefunden, nach eineinhalb Stunden zeigte man uns ein winziges Zimmer mit nur einem schmalen Bett, es war wahnsinnig heiß und schwül, nach meinem Protest bekamen wir dann ein größeres Zimmer.“

Als sie am nächsten Tag mit dem Medical-Direktor im Krankenhaus Visite gegangen sind, „ist uns beiden schlecht geworden. Wir sind einiges gewöhnt, aber da hat es bestialisch



Im Streckverband: Oberschenkelbrüche auf der Babystation

Foto: Ärzte für Ifakara

gestunken nach Verwesung, Eiter und Blut. Die Umstände waren in den 90ern des 20. Jahrhunderts noch sehr primitiv, in der Krankenstation waren Holzpritschen, keine Leintücher, keine Matratzen, die Leute lagen einfach so auf den Pritschen und teilweise am Boden. Es war schrecklich. Ich hab mir damals gedacht ‚Das schaffe ich nicht, das ist das erste und das letzte Mal, dass ich da unten war!‘

Die erste Aktion

Doch nach ihrer Rückkehr nach Innsbruck hatte sie ein Schlüsselerlebnis: Sie ging gleich am nächsten Tag arbeiten, weil sie sich darauf freute, wieder in ein „ordentliches Krankenhaus“ zu gehen, sie war damals Pflegedirektorin in der Piererklinik. „Als ich dann drinstand bei der Rezeption, sah ich, dass am Lichther Himmel eine Lampe nicht brannte und wollte etwas sagen. Da wurde mir auf einmal sehr bewusst, was da bei uns für ein Luxus ist und wie fein es die Leute haben und da hab ich mir gedacht: ‚Eigentlich solltest du wieder zurück, weil es jeder, der krank ist, auf der ganzen Welt verdient, dass er ein Bett hat, eine Matratze und ein Leintuch. Das war dann auch unsere erste Aktion ‚Jedem Patienten sein eigenes Bett‘. Bei uns war gerade der Übergang von den mechanischen auf die elektrisch betriebenen Betten, da haben wir in ganz Österreich Betten zusammen gesammelt.“

Dieser Aktion sind, wie erwähnt, unzählige gefolgt, und Christine Schennach war immer dabei und hat unglaublich viel bewirkt. Als sie selber einmal daran zweifelte und sagte: „Ich hab das Gefühl ich bring da überhaupt nichts weiter“, weil „unten ist es nicht so, dass du etwas sagst und dann wird es auch gleich gemacht, sondern da musst du dahinter sein“. Als sie diese Zweifel äußerte, nahm sie der Leiter der Krankenhauswerkstatt an die Hand: „So, jetzt gehst mit mir“, meinte er und ging mit ihr durch das ganze Krankenhaus und hat immer wieder gesagt: „Schau, das ist von euch und das hast du gemacht und das hast du gemacht.“ So gingen sie an die zwei Stunden durch das Haus und er zeigte ihr auf, was sie geleistet hatte. Danach meinte sie: „Ja vielleicht hab ich doch ein bisschen etwas bewirkt und getan.“

Über die Jahre haben sich auch schöne Freundschaften entwickelt, etwa zu den Bischöfen – St. Francis ist ein Diözesan-krankenhaus – zum Personal, zu treuen ehrenamtlichen Mitarbeitern und Vereinsmitgliedern. Wie beliebt, hoch geschätzt und respektiert sie in Ifakara ist, erkennt man daran, dass sie jedes Mal, wenn sie unten war, zum Abschied eine lebende Henne gespendet bekommt, erzählt ihr Mann: „Das ist eine besonders große Anerkennung, ein Zeichen wie beliebt sie ist, praktisch das dortige Verdienstkreuz.“

Christine Schennachs Elternhaus war die Innsbrucker Ottoburg und eigentlich wollte sie Wirtin werden. Das war jedoch ihrem älteren Bruder vorbehalten; dann wollte sie Medizin studieren, das wiederum durfte der jüngere Bruder. Auch Krankenschwester zu werden, war nicht so ohne weiteres möglich, das musste sie sich verdienen, indem sie daheim umso mehr mitarbeitete. Rückblickend sagt sie: „Ich würde dasselbe wieder tun, wenn ich noch einmal auf die Welt käme, würde ich wieder beides tun: Wirtin und Krankenschwester. Es ist beides das gleiche: Einmal hast halt gesunde Leut', die versorgen und bei Laune halten musst und schauen musst, dass alles klappt und ordentlich ist und sonst hast halt die Kranken. Im Grunde genommen ist beides eine dienende Beschäftigung“ und bei beides macht(e) ihr „eine wahnsinnige Freude“.



2009: Der erste Patient am neuen Röntengerät
Foto: Ärzte für Ifakara



Brigitte Blassnig zeigt ihrer Freundin und Kollegin den Rundbrief, den sie zwei- bis dreimal im Jahr an alle Pfarrhaushälterinnen der Diözese Innsbruck verschickt. Ein Medium, das die Tiroler Pfarrhaushälterinnen miteinander verbindet.
Foto: Daniela Pfennig

VON DER PFARRERKÖCHIN ZUR PFARRHOFMANAGERIN

Daniela Pfennig

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich das Berufsbild der Pfarrhaushälterin stark verändert. Heute ist es eine Tätigkeit, deren Anstellungsformen und Aufgabengebiete sehr vielfältig und individuell sind. Zwei Tiroler Pfarrhaushälterinnen zeigen, wie es ist, die Angestellte eines Priesters zu sein, und dass das Bild der Pfarrhausfrau als Köchin und Putzfrau längst veraltet ist. Moderne Pfarrhaushälterinnen sind wahre Multitalente, Perlen der Begegnung im Pfarrhof, pastorale Mitarbeiterinnen und Managerinnen auf mehreren Ebenen.

Seit mittlerweile zehn Jahren ist die Innsbruckerin Evi Gruber als Pfarrhaushälterin tätig. Damals ist der Innsbrucker Dompfarrer auf sie zugekommen, weil er jemanden für den Haushalt gesucht hat. „Für mich hat es sich gut ergeben“, freut sich die heute 62-Jährige. Am Anfang war sie für den Haushalt, das Kochen und das Putzen während des Umbaus zuständig. „Schnell wurde ich mit dem Pfarrleben konfrontiert. Meine Aufgaben und Tätigkeiten wurden immer vielfältiger“, erzählt Gruber, die im Lauf der Jahre mit jeder Herausforderung gewachsen ist.

Getränke und Speisen bereitstellen bei Pfarrgemeinderatssitzungen, Dienstbesprechungen oder Besuchen, eine Agape vorbereiten, das Fastensuppenessen organisieren oder die Fastensuppe im 20-Liter-Topf selbst zubereiten, beim Pfarrcafé ehrenamtlich mithelfen – das sind nur einige Arbeiten, die sie gerne während ihrer 20 Wochenstunden übernimmt, hat sie doch ihr Hobby zum Beruf gemacht. „Kein Tag ist gleich. Das genieße ich sehr an dieser Arbeit. Ich mache es jede Minute gerne und es macht mir Freude, wenn ich unser Pfarrleben bereichern und anderen etwas Gutes tun kann“, strahlt die passionierte Pfarrhaushälterin.

Berufsbild ist ein Klischee

Es ist ein Klischee, dass eine Pfarrhausfrau nur putzt und kocht. „Putzen und Kochen sind für mich nicht negativ behaftet. Es sind Tätigkeiten, die für jeden Menschen, auch für einen alleinstehenden, der sich ein Mindestmaß an Kultur wünscht, lebensnotwendig sind“, ist Brigitte Blassnig überzeugt. Auch sie übte über 20 Jahre diesen Beruf aus.

Da sich die Aufgaben einer Pfarrhaushälterin aus den persönlichen Wünschen und Anforderungen des Priesters ergeben, zählen neben den traditionellen Aufgaben der Haushaltsführung wie Verpflegung, Verwaltung des Haushaltsbudgets, Reinigung, Besorgung der Wäsche auch die Bewirtung von Gästen, Bereitstellung von Speisen und Getränken, Achtung auf gesundes Leben und Ernährung, Schaffung einer wohnlichen Hausatmosphäre und Dekoration zu den Tätigkeiten. Zudem sind das Leben der eigenen Spiritualität und das Pflegen von Beziehungen sowie Bürotätigkeiten Teil eines Pfarrhausfrauenlebens. Es gibt manche, die den Garten betreuen,

die Kirchenwäsche, den Blumenschmuck, den Mesner- oder Bürodienst übernehmen, die Weihnachtskrippe neu einkleiden, im Kirchenchor mitsingen, den Kirchenputz, die Caritas-Haussammlung, die Dreikönigsaktion oder das Fastensuppenessen organisieren, die liturgischen Dienste einteilen oder für die Pflege der Ministrantenkleider verantwortlich sind. Darüber hinaus können sich kurzfristig andere Pflichten wie die Betreuung von Bauarbeiten ergeben. Auch eine längerfristige Pflege im Fall einer Krankheit des Priesters kann zu einer Aufgabe der Pfarrhaushälterin werden. Das Beachtliche dabei: Einige Pfarrhaushälterinnen üben neben der Teilzeitbeschäftigung im Pfarrhaus einen Zweitberuf aus.

Als ausgebildete Volksschullehrerin unterrichtete Brigitte Blassnig auch einige Jahre, bis sie sich mit 30 Jahren entschieden hat, die Jugend auf eine ungezwungenere Art und Weise zu begleiten. „Natürlich habe ich reiflich überlegt, ob der Beruf Pfarrhaushälterin der richtige für mich ist. Begeistert war ich von Anfang an, weil ich gerne Gäste habe und auch sehr gerne den Haushalt führe“, sagt Brigitte Blassnig. Aber die neue Zusammenarbeit mit Kindern und Jugendlichen reizte sie besonders: „In der Schule ist die Beziehung zu den Kindern immer zweckgebunden, weil der Leistungsdruck ständig präsent



Brigitte Blassnig versuchte stets, dem Pfarrhaus eine wohnliche Atmosphäre zu geben. Liebevolltes Dekorieren gehörte für sie einfach dazu.

Foto: Daniela Pfennig

ist. Ich stand immer vor dem Dilemma: Kinder, die am meisten Zuwendung brauchen, weil sie zuhause Probleme haben, bringen oft auch schlechte Leistungen, aber mehr Zeit steht einer Lehrperson leider nicht zur Verfügung, um sie bestmöglich zu unterstützen. In der Pfarre kann ich mit Kindern und Jugendlichen ohne Leistungsdruck arbeiten – das war einfach immer toll“, freut sich die inzwischen 61-Jährige über die vielen bereichernden Begegnungen mit Jugendlichen.

Wenn Kinder am Pfarrhof klingeln

Einige dieser Begegnungen sind in ihrem Kopf besonders lebendig: „In der letzten Pfarre, in der ich gearbeitet habe, waren viele Kinder um das Haus herum. Eines Tages läutete es zu Mittag und ein Volksschulkind stand draußen und fragte: ‚Meine Mama ist nicht zu Hause, darf ich zu dir kommen?‘“, erzählt Brigitte Blassnig, die für alle eine offene Tür, ein offenes Ohr und ein offenes Herz hatte. „Manchmal lud ich Jugendliche zu uns in die Küche ein. Sie kamen dann auch von alleine und fragten mich, ob ich ihnen bitte einen Kakao machen könnte, weil es draußen so kalt war. So entstanden Beziehungen und wenn es manchmal Probleme mit den Jugendlichen gab, konnte man ganz offen

mit ihnen reden, da der Grund für ein Miteinander schon gelegt war“, freut sich die Pensionistin immer noch. In ihrer Tätigkeit als Pfarrhaushälterin hat sie sich auch ehrenamtlich für Kinder und Jugendliche engagiert. Sie betreute Firmgruppen, gründete Jungschargruppen und sie unterrichtete weiterhin Religion. Darüber hinaus übernahm sie den Organistendienst, leitete eine Frauengruppe und das Büro. „Das alles hat mir persönlich viel Freude bereitet, da Begegnungen für mich das Leben ausmachen und Musik für mein Leben immer schon wichtig war“, so Blassnig.

Ein Beruf wie jeder andere

„Diese Arbeit ist so besonders, weil man alle seine persönlichen Talente für die Gemeinschaft und zur Freude vieler Menschen einbringen kann. Ich durfte immer offen sagen, wenn ich eine Aufgabe nicht übernehmen wollte. Dann wurden andere Lösungen gesucht. Andererseits konnte ich alle meine Fähigkeiten einbringen: ich war Haushaltsmanagerin, Köchin, Gärtnerin, Schneiderin, Putzfrau, Dekorateurin, Psychologin und viele andere Berufe gleichzeitig“, strahlt Brigitte Blassnig. Diese Erfahrung machte auch Evi Gruber: „Ich war einmal sogar Installateurin“, schmunzelt die Innsbruckerin und fügt hinzu: „Im Pfarrhof war der Abfluss verstopft. Der Pfarrer meinte, ich solle den Installateur rufen, aber ich dachte mir, das kann ich auch selbst. Zuhause habe ich das ja auch schon ein paar Mal gemacht. Mit Gummihandschuhen ausgestattet putzte ich sorgfältig den Abfluss aus, reinigte ihn und fertig. Alles ging wieder einwandfrei!“



Freundinnen für's Leben: Als Pfarrhaushälterinnen mit der gleichen Leidenschaft haben sie sich kennengelernt. Mittlerweile sind Evi Gruber und Brigitte Blassnig sehr gut befreundet.

Foto: Daniela Pfennig

Die klassische Pfarrhaushälterin gibt es nicht

„Das Tolle an diesem Beruf ist, dass man selbst entscheiden kann, wie man mit den vorgegebenen Aufgaben umgeht, wie man das Haus wohnlich gestaltet und so weiter. Wenn ich gerade nicht bügeln wollte, bin ich in den Garten gegangen. Diese Freiheit hat man nicht oft in einem Beruf“, meint Brigitte Blassnig.

„Keine Pfarrhaushälterin macht den Job gleich wie eine ihrer Kolleginnen. Was in der einen Pfarre selbstverständlich ist, ist in einer anderen unmöglich. Viel hängt natürlich auch von der Person des zuständigen Pfarrers ab“, ist Brigitte Blassnig überzeugt. Sie weiß, wovon sie spricht, ist sie doch durch die verschiedenen Aufgabenbereiche des Pfarrers mit diesem dreimal übersiedelt: Zuerst war sie in Sellrain tätig, dann in Heiligkreuz bei Hall, kurzzeitig in Umhausen im Ötztal und schließlich 13 Jahre lang in Lienz.

Wie eine große Familie

Der Pfarrhaushalt ist in jedem Ort und durch die Zusammensetzung von verschiedenen Personen immer eine neue Herausforderung. „Freude bereitet mir, in dieser großen Pfarrfamilie mitleben, mitgestalten zu können, frohe und schmerzhaftere Ereignisse mit den Menschen zu teilen“, sagt Evi Gruber. Sie erinnert sich auch, dass es eine gewisse Frustrationstoleranz brauche, weil wir alle Kirche sind und es viel Leid und viele Konflikte gibt. „Aber das hat man in jeder Familie“, weiß Evi Gruber.

Für beide gab es Situationen, in denen sie am liebsten davongelaufen wären, und doch war die Arbeit immer bereichernd: „Ich würde mich sofort wieder für diesen Beruf entscheiden!“, sagt Evi Gruber ohne zu zögern. Dem stimmt auch Brigitte Blassnig zu: „Der Beruf war für mich ein großes Geschenk. Viele Beziehungen sind bis heute aufrecht. Das ist sehr kostbar, wenn es gelingt.“

Weil sie neben den vielen schönen Begegnungen auch viele Notsituationen sieht, pflegt Evi Gruber auch einen besonders sorgsamem Umgang mit dem Haushaltsgeld. Sie könnte es nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren, eine prall gefüllte Pfarrgeldtasche zu haben. „Es ist einfach nur berührend, wenn am Monatsende eine Mindestrentnerin in den Pfarrhof kommt und die damaligen 20 Schilling, die sie diesen Monat gespart hat, für die Kirchenrenovierung gibt. Hier ist einer für den anderen oder sogar die ganze Pfarre da“, erinnert sich Brigitte Blassnig.

Ein Daheim für viele schaffen

Der Grund für diese tiefen und bereichernden langanhaltenden Beziehungen liegt für die Pfarrhaushälterinnen auf der Hand: Die Menschen spüren das Klima im Pfarrhof, ohne dass man etwas dazu sagen muss. So wie es für alle Menschen wichtig ist, ein „Daheim“ zu haben, um leben und gute Beziehungen entwickeln zu können, so gilt das auch für den Priester und alle weiteren Bewohner im Pfarrhaus.

Wenn das Haus „lebt“, wird sich dieses Leben nach außen hin auswirken. Ein Pfarrhof ist also ein „Schaufenster der Pfarre“: Für eine priesterliche Lebenskultur seien Hausfrauen nötig, weil sie für das Daheim sorgen und dem Leben eine Struktur geben. Viele Menschen sehen in der Pfarrhaushälterin auch



Evi Gruber setzt sich nicht nur als Pfarrhaushälterin für die Pfarre ein. Auch als Pfarrgemeinderätin in Innsbruck-Mühlau ist sie ehrenamtlich aktiv. Zum Beispiel wenn es um die Motivation von Ehrenamtlichen für die Caritas-Haussammlung geht.

Foto: Daniela Pfennig



Eine Hauptaufgabe der Pfarrhaushälterinnen ist Gastfreundschaft: Für Evi Gruber ist eine gute Bewirtung der Gäste im Pfarrhof eine Selbstverständlichkeit.

Foto: Daniela Pfennig

eine eigenständige, pastorale Ansprechperson, die das seelsorgliche Angebot des Priesters, anderer pfarrlicher Mitarbeiter und der Pfarre ergänzt und erweitert. Es gehe vor allem um gelungene Beziehungen im Pfarrhaus, um ein gutes Miteinander auf allen Ebenen, um die Frage, ob, wo und in welchem Maß sich eine Pfarrhausfrau auch in der Pfarrgemeinde einbringen kann und will.

Anrufbeantworter ersetzt kein „Grüß Gott“

Bei der Pfarrhaushalterin laufen alle Fäden zusammen, sie ist ein Multitalent, das organisiert, Beziehungen pflegt und vermittelt. Sie ist die Schnittstelle zwischen Pfarrer und Pfarre. Sie hält die Kommunikationswege zum Priester offen, gibt Auskunft, übernimmt das Telefon und öffnet die Tür, wenn jemand den persönlichen Kontakt sucht. Der Grund: Jeder erhofft sich, dass jemand das Telefon abnimmt oder wenigstens die Tür öffnet und der Priester kann nicht immer anwesend sein. „Oft klingelt es an der Pfarrhofstür. Menschen kommen, weil sie eine Heilige Messe ausbezahlen möchten, aber im Grunde geht es ihnen darum, mit einem Menschen zu reden. Es tut dem Anklopfenden gut, wenn ihm jemand aufmacht und ihn hereinbittet, wenn er in einer angenehmen Atmosphäre einen Ansprechpartner hat“, berichtet Brigitte Blassnig aus ihrer Zeit als vollzeitangestellte Pfarrhausfrau. Und sie ergänzt: „Die vielen Tätigkeiten, die verrichtet werden müssen und wegen denen man im Pfarrhaus lebt, aber zugleich auch das stille Dasein, dem in unserer ‚verzweckten‘, leistungsorientierten Gesellschaft kein Platz mehr zugestanden wird, sind wichtige Aspekte dieses Berufes.“

Auch Evi Gruber glaubt, dass ein Pfarrhof ein Ort der Begegnung ist: „Er ist zugleich Wohnraum, Ort der Seelsorge für Menschen mit vielfältigen Anliegen und Nöten, die Aussprache und Hilfe im Pfarrhaus suchen, und pastorale Werkstatt für unterschiedliche Gruppen, Initiativen und hauptamtliche Mitarbeiter“, sagt Evi Gruber. Der Pfarrhof ist somit auch ein wichtiger Knotenpunkt für das Pfarrgemeindeleben und gerade für Menschen, die mit den verschiedensten Herausforderungen von Beziehungsproblemen über Geldsorgen bis zu Krankheit kommen, wie eine Gesprächsoase, in der Menschen ihre Probleme durch das Gespräch aus einer anderen Sicht betrachten können. „Natürlich gibt es auch schwierige Situationen, in denen man selbst hilflos dasteht, den Schmerz der anderen sieht, versucht, diesen mitzutragen, und einfach nur da ist“, so Brigitte Blassnig.

Eigene Spiritualität ist Grundvoraussetzung

„Das eigene Glaubensleben ist für eine Pfarrhaushalterin wichtig. Genauso wichtig ist es, das Glaubensleben der Menschen zu achten und offen zu sein für Vielfalt“, ist Brigitte Blassnig überzeugt. Sie und Evi Gruber sind stark im Glauben verankert, auch wenn sich beide in der Jugend kurzfristig von der Kirche entfernt haben. „Ich habe immer eine Sehnsucht in mir gespürt, gerade in schlechten Zeiten. Heute kann ich es mir nicht mehr ohne Glauben und ohne Kirche vorstellen“, so Evi Gruber.

Die Entscheidung, als Pfarrhaushalterin zu arbeiten und zu leben, erfordert darüber hinaus die Bereitschaft zu einer eigenen gelebten Spiritualität. Denn: Für das Mitgestalten einer christlichen Atmosphäre im Haus ist es wichtig, mit dem Priester in einem spirituellen Austausch zu stehen: „Das gemeinsame Gebet, der Austausch über den Glauben und das Leben nach christlichen Werten waren für mich immer eine Selbstverständlichkeit“, erzählt Brigitte Blassnig. Besondere Aufmerksamkeit bedarf des Weiteren die Balance zwischen Nähe und Distanz in der menschlichen Beziehung zwischen dem Priester und seiner Pfarrhausfrau. Hier braucht es oft auch die richtige Abgrenzung. Der Beruf erfordert ein besonderes Vertrauensverhältnis zwischen Priester und Haushälterin, aber auch Einfühlungsvermögen, Verständnis, Konfliktfähigkeit und Diskretion, denn die Haushälterin kann die menschliche Stütze für den Pfarrer in belastenden Situationen sein.

Für einen lebendigen Pfarrhof

„Noch vor 50 bis 60 Jahren war die Anstellung einer Pfarrhausfrau eine Win-Win-Situation für den Priester und die Angestellte, weil der Priester jemanden im Haus hatte und viele – insbesondere alleinstehende – Frauen eine Arbeit suchten“, weiß Brigitte Blassnig. Sie ist davon überzeugt, dass es heute weniger junge Frauen gibt, die diesen Beruf wählen möchten. Die finanzielle Situation der Frauen, die Herausforderung, im Pfarrhof zu leben, die Tatsache, dass es wenig Jungpriester gibt und viele Pfarrer keine Pfarrhausfrau brauchen oder wollen, tragen ihrer Meinung nach dazu bei, dass es nicht mehr Gang und Gäbe ist, dass eine Frau im Pfarrhof lebt.

„Heute kostet eine Angestellte Geld. Die Priester müssen sich die Frage stellen, ob ihnen ein Beziehungsgeflecht im Pfarrhof, das sicherlich menschlich fordernd aber zugleich auch fördernd ist, und somit eine heimatliche Atmosphäre im Haus wichtiger sind als das Leben als Einzelgänger mit mehr finanziellen Mitteln“, meint die pensionierte Pfarrhaushalterin, die ihren Auftrag auch darin sah, eine gewisse Kultur im Pfarrhaus leben zu lassen. „Dort, wo im ‚Inneren‘ Wohlwollen, Ordnung, gute Atmosphäre herrscht, überträgt sich das automatisch auf die ganze Pfarre“, ergänzt Evi Gruber.

In den Pfarrhof zu ziehen kam für Evi Gruber nie in Frage, denn sie ist verheiratet und hat ihre eigene Familie: vier Kinder und mittlerweile fünf Enkelkinder halten die Pfarrhausfrau zusätzlich in Trab. „Zum einen war sowieso kein Platz im Pfarrhof. Zum anderen war es auch nie notwendig, dass ich in den Pfarrhof ziehe“, fügt sie hinzu.

Pfarrhaushälterinnen in der Diözese Innsbruck

- Derzeit erhalten 52 Priester der Diözese Innsbruck eine Haushaltszulage, mit der sie teilweise die Kosten für eine Pfarrhaushälterin bezahlen können.
- In der Diözese Innsbruck gibt es nur eine vollzeitangestellte Pfarrhaushälterin.
- 10 bis 15 aller Pfarrhaushälterinnen der Diözese Innsbruck wohnen im Pfarrhof, sind aber teilzeitbeschäftigt. Nicht berücksichtigt sind pensionierte Pfarrhausfrauen, die nach wie vor im Pfarrhof wohnen.
- 19 Pfarrhaushälterinnen der Diözese Innsbruck sind geringfügig angestellt, rund 20 sind als Zugehfrauen teilzeitbeschäftigt mit voller Versicherungspflicht.

Pfarrhaushälterinnen in der Erzdiözese Salzburg

- Rund die Hälfte aller Priester in der Erzdiözese Salzburg hat eine Pfarrhaushälterin.
- In der Erzdiözese Salzburg ist ein einziger Mann als Pfarrhaushälter beschäftigt.
- In der Erzdiözese Salzburg gibt es insgesamt 206 Pfarrhaushälterinnen, davon sind 65 bereits pensioniert.

Interesse, selbst Pfarrhaushälterin zu werden?

Die Berufsgemeinschaft der Pfarrhaushälterinnen in der Diözese Innsbruck ist in der Katholischen Frauenbewegung verankert. Unter der Telefonnummer 0512/2230 4321 oder per E-Mail an angelika.ritter-grepl@dibk.at gibt Mag. Angelika Ritter-Grepl gerne Auskunft über das Berufsbild oder die Möglichkeit einer Neuanstellung.

EVIGRUBER

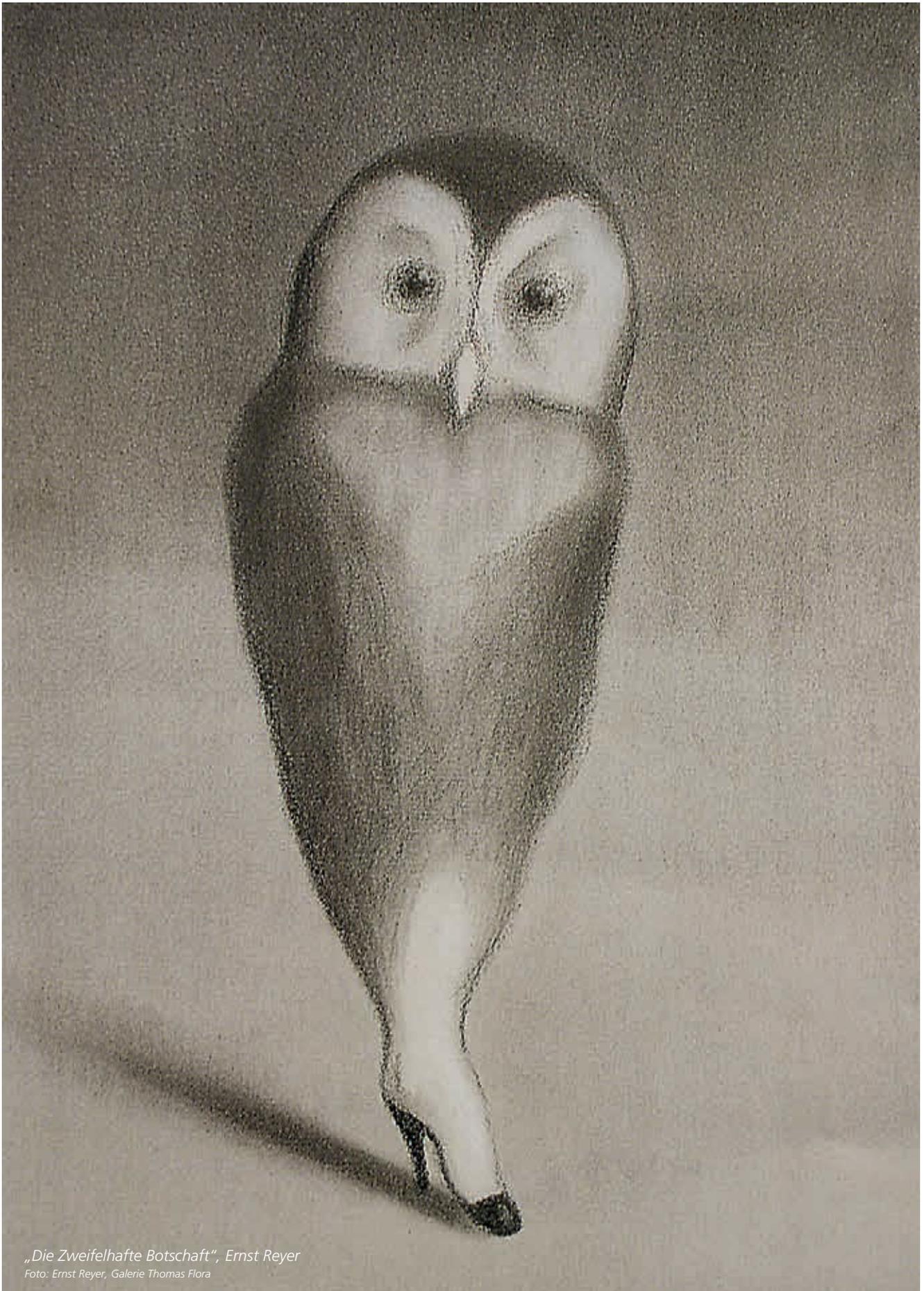
- ist seit zehn Jahren Pfarrhaushälterin in der Innsbrucker Dompfarre
- 62 Jahre, verheiratet, vier Kinder



BRIGITTE BLASSNIG

- war über 20 Jahre Pfarrhaushälterin in Sellrain, Heiligkreuz bei Hall, Umhausen und Lienz
- lebte ständig im Pfarrhof





„Die Zweifelhafte Botschaft“, Ernst Reyer
Foto: Ernst Reyer, Galerie Thomas Flora

DIE EULE, FRAUEN UND RECHTE – FAZIT EINER BEWEGTEN GESCHICHTE

Verena Pahl

Mythologie und Symbolik

Als Symbol sowohl für Gut als auch Böse wurde die Eule in der Geschichte verehrt, bewundert aber auch gefürchtet und verfolgt. In Mythen, Volksglauben und Symbolik aller Völker ist sie auf zahlreichen widersprüchlichen und abergläubischen Bildern dargestellt.

Das Gesicht der Eule erscheint durch ihre starren, nach vorne gerichteten Augen, deren Lider sie von oben nach unten zieht, wie das eines Menschen, was von jeher bei den Völkern Faszination, aber auch Angst auslöste. Aufgrund ihres menschenähnlichen Aussehens wurden der Eule menschliche Eigenschaften, vor allem Intelligenz und Weisheit zugeschrieben, sie wird daher häufig mit Doktorhut und Talar oder auf Büchern sitzend dargestellt, Bibliotheken, Schulen oder Universitäten verwenden die Eule als Marke oder Logo, daraus resultiert auch die Redensart „klug wie eine Eule“.

Der Aberglaube an die Eule als Todesbotin ist insbesondere bei William Shakespeare zu finden. Im Drama Julius Cäsar wird die Ermordung des Cäsar durch das Geschrei einer Eule angekündigt, in Macbeth hört Lady Macbeth eine Eule schreien, während der rechtmäßige König von ihrem Mann ermordet wird.

Historie

In der Antike wurde die Eule bereits von Aristoteles beschrieben, erste wissenschaftliche Abhandlungen finden sich bei Plinius. Im antiken Griechenland galt die Eule als Weisheitsvogel und war Symbol der Göttin Pallas Athene, der Schutzherin Athens und Göttin der Weisheit. Unter anderem trug diese den Beinamen „glaukopsis“, was in etwa „eulenäugige“ bedeutet. Die Eule war Wappenvogel auf damaligen Münzen und da Athen sehr reich war, entstand die Redewendung „Eulen nach Athen tragen“ für unsinnige, überflüssige Tätigkeiten, eben wie Münzen nach Athen bringen. Die Eule symbolisierte aber auch Wissenschaft und Besonnenheit, sie galt ebenfalls als Beschützerin der Heere im Krieg. Sie war im antiken Rom gleichsam Symbol der Göttin Minerva, römisches Pendant zur griechischen Pallas Athene.

Aus der frühchristlichen Zeit beschreibt der „Physiologus“, ein in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christus entstandenes Werk über die Deutung der Natur, das Käuzchen als Vogel, der die Nacht mehr liebt als den Tag. Zitat: „Aber du wirst mir sagen, dass das Käuzchen ein unreiner Vogel ist, und wie kann es auf das Antlitz des Heilandes übertragen werden? Schön spricht der Apostel: ‚Den, der von keiner Sünde wusste, hat er für uns zur Sünde gemacht‘ (2.Kor. 5,21) und ‚er hat sich selbst erniedrigt, damit er uns alle rette

und wir erhört werden (2.Kor. 11,7). Schön spricht der Physiologus vom Käuzchen“.

Im Mittelalter änderte sich das Ansehen der Eule mehrfach ins Negative, sie wurde als Symbol für Hexerei und Zauberei angesehen, als Tier des Teufels mit Zauberkraften. Nach einer grausamen Tradition, die bis in die Antike zurückreicht und bis vor wenigen Jahrzehnten noch bei uns gepflogen wurde, hat man lebende Eulen zum Schutz von Haus, Hof und Vieh lebend mit ausgebreiteten Flügeln an Scheunentore genagelt. Gekochte Eulen dienten zur Herstellung von Heilmitteln und Zaubersäften, Euleneier sollten zur Besserung von Trunksucht dienen.

Heutzutage ist die Eule vor allem in der Traumdeutung von Bedeutung. Eine Eule in Träumen wird als Überbringerin von Botschaften, insbesondere von Verstorbenen gedeutet. In der Esoterik steht die Eule für Kraft, Weisheit, Loslösung Wechsel, sie soll die Schleier der Seele lüften und helfen, das Unterbewusstsein zu erkennen. Nebenbei bemerkt ist die Eule, wie in der Antike, auf der Rückseite der griechischen Euro-Münze abgebildet.



Eule aus Bronze, Kunsthandel und Galerie Pauline Tillian
Foto: Pauline Tillian

Allerlei rund um die Eule

Schon in der Antike wurden die Begriffe Weisheit und Wissenschaft, wie oben beschrieben, interessanterweise von einer weiblichen Gottheit beschirmt und behütet. An der Symbolik haben auch die dunklen Zeiten des Mittelalters bis heute nichts geändert.

In unserem Sprachraum entwickelten sich zahlreiche Redewendungen rund um die Eule, nicht alle davon sind freundlich, vor allem gegenüber Frauen. So wird zum Beispiel die Bezeichnung „Eule“ gerne für eine hässliche Frau, bzw. Brillenträgerin verwendet.

Als „Sumpfeule“ wird landläufig jemand bezeichnet, der gerne die Nacht zum Tag macht, sozusagen eine „alte Nachteule“. An der Realität vorbei geht die Wendung „blind wie eine Eule“, für diejenigen, die ihre Sachen nicht finden können, ebenso wie der Ausdruck „jemanden zur Eule machen“ für jemanden entwürdigen, anherrschen, streng behandeln.

Gleichsam verhält es sich mit geflügelten Worten wie „einer Eule aufsitzen“ (einem Unglück oder Ungeschicktem begegnen), „wo Eulen singen, schlagen Esel den Takt“ (schlechte Musikalität,

Dummheit, Verschrobenheit), oder „Eulenkrakeln“ (unleserliche Schrift).

„Den Adler mit der Nachteule vergleichen“ bedeutet, zwei ungleiche Sachen miteinander zu vergleichen. Der Adler kann direkt in die Sonne blicken, die Nachteule hingegen kann Tageslicht nicht ertragen (lat: „aquilam noctua comparas“). Ein griechisches Sprichwort für „Glück haben“ lautet auf Deutsch etwa „die Eule ist los“.

Auch das Käuzchen bzw. der Kauz dient für zahlreiche Redewendungen, bekanntermaßen bezeichnet man einen sonderbaren, eigenartigen aber auch lustigen Menschen als Kauz oder meint mit „kauzig“ wunderlich, verschroben.

Auf keinen Fall dient die Eule, weder historisch noch gegenwärtig, als Symbol für Recht oder Gerechtigkeit. Diese Begriffe werden durch Waage und Richterschwert, in der Antike auch durch das Füllhorn symbolisiert, Schutzgöttin war die römische Justitia. Somit hat die Eule als Symbol nichts mit Recht zu tun und letztendlich ist bis heute nicht alles, was als Gesetz in Kraft tritt und zu Recht erkannt wird, der Weisheit letzter Schluss.

Eule und Hexerei

Entgegen der weitverbreiteten Auffassung, Hexenverfolgungen hätten größtenteils im Mittelalter stattgefunden, begannen diese im deutschen Sprachraum nachhaltig erst zu Beginn der Neuzeit und waren weit verbreitet im Zeitalter der Renaissance und des Humanismus. Die mittelalterlichen



„Die Eule auf der Gerechtigkeitswaage“ (Privatbesitz)

Foto: Streng

Verfahrensgrundsätze (z.B. lagen Prozessrisiko oder auch Beweislast beim Ankläger) machten dort Hexenverfolgungen nahezu undenkbar. Für diese Zeit existieren hierfür auch kaum Nachweise. Erst ab ca 1480 wurde mit der systematischen Verfolgung von Hexen begonnen, die genaue Zahl der Opfer soll in die Millionen gehen, davon fast 90 Prozent Frauen.

Für die Kirche waren die Hexenverfolgungen Nachfolger der im Mittelalter gängigen Verfolgung von Ketzereibewegungen, welche zu Beginn der frühen Neuzeit nahezu vernichtet waren. Man brauchte ein neues Feindbild, zu welchem vor allem die Frauen wurden.

Auch in Tirol begann der Dominikanermönch Heinrich Institoris im Jahr 1485 damit, Hexen zu verfolgen. Als er aufgrund des Widerstandes der Bevölkerung scheiterte und sogar vom Bischof aufgefordert wurde, das Land zu verlassen, veröffentlichte er alsbald zusammen mit seinem Ordensbruder Jakob Sprenger den „Hexenhammer“, welcher sich in Verbindung mit der „Peinlichen Gerichtsordnung“ von Kaiser Karl V. (kurz „Carolina“) zur gängigen Verfahrensordnung der Prozessführung gegen der Hexerei Angeklagte entwickelte.

Anders als bei den vorangegangenen Ketzereiprozessen stand das Todesurteil bei den Hexenprozessen schon im Vorhinein fest, der Verfahrensablauf gestaltete sich üblicherweise von Denunziation, Verhaftung, Folter bis zur Verbrennung. Der Widerruf eines unter Folter erzwungenen Geständnisses war nicht erlaubt, nicht das Gericht hatte die Schuld der Angeklagten zu beweisen, sondern vielmehr diese ihre Unschuld.

Meistens wurden Frauen der Hexerei angeklagt, welche der Herrschaft von Kirche und Adel kritisch gegenüberstanden, die ihr Leben selbst in die Hand nehmen wollten und sich für Heilkunst interessierten. Es handelte sich größtenteils um kluge intelligente Frauen denen man Besessenheit vom Teufel, Unglaube, Bösartigkeit, Schadenszauber, Neid und dergleichen vorwarf. So wurde damals unter anderem die Eule zum Symbol für diese Vorwürfe gegenüber Hexen und Zauberern, aber auch Raben oder Katzen traf dieses Schicksal.

Berühmte Hexenprozesse in Tirol waren z.B jener gegen Barbara Pachlerin, „die Sarnthaler Hexe“, Mathias Perger, „der Lauterfresser“, oder gegen den „Zauberer“ Mathäus Niederjocher aus Schwaz. Der Jurist Ignaz Johann Pfandler sowie der Tiroler Literaturwissenschaftler Ignaz Vinzenz Zingerle haben bereits im 19. Jahrhundert zahlreiche Akten aus den Gerichtsarchiven Nauders (Pfundsers Archiv) und Klausen untersucht, welche aus den zahlreichen Hexenprozessen vor dem ehemaligen Gericht Gufidaun resultierten.

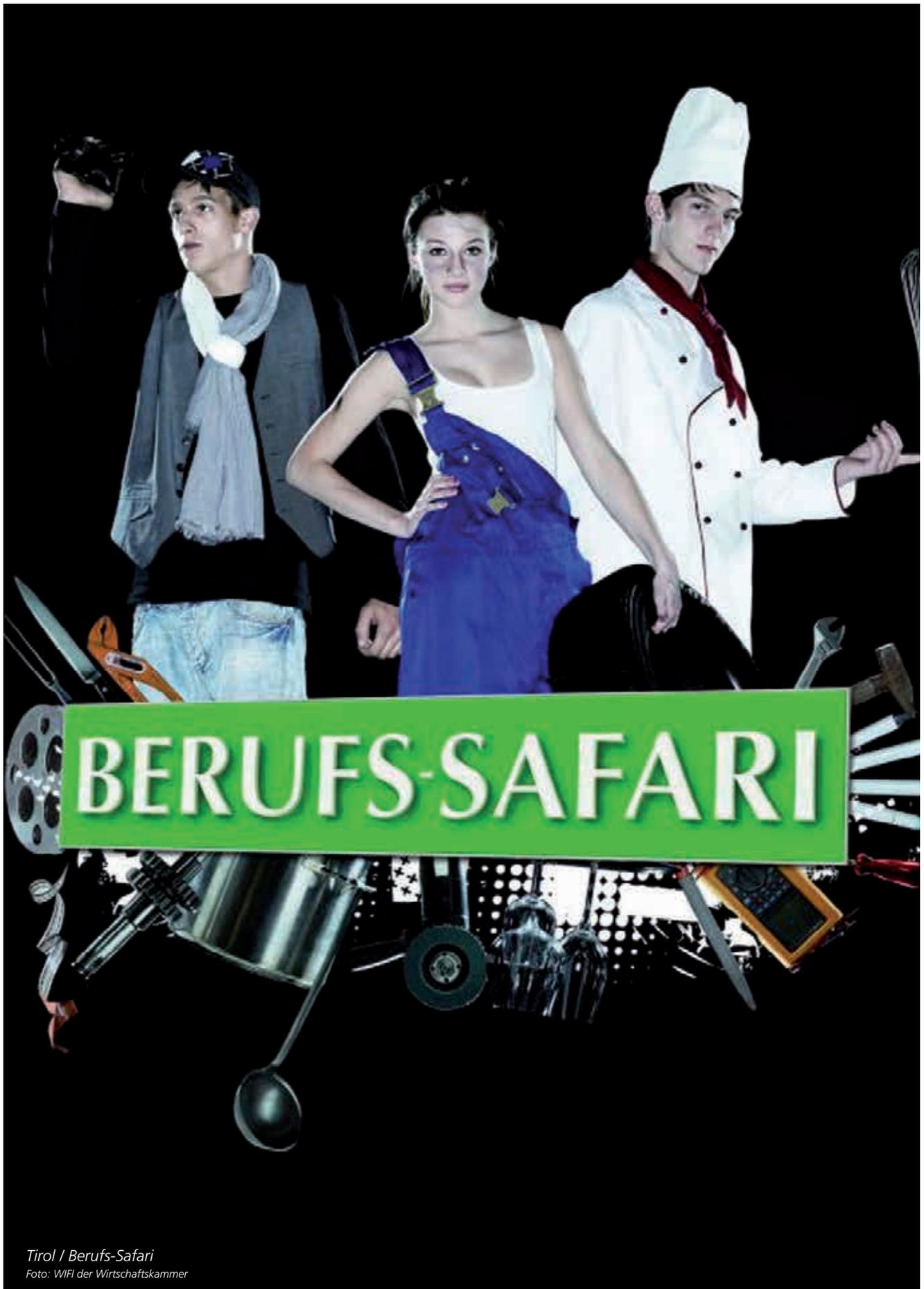
Aber anscheinend endeten doch nicht alle Hexenprozesse mit der Verurteilung der Angeklagten. Ein interessantes Dokument stellt das „Malefizrecht Juliana de Pozza“ des Erzbischofs Johann VII. Platzgummer aus dem Jahr 1644 dar, welches mit den Worten endet: „Begnadigung. Wir Johann“. Im deutschsprachigen Raum fand die letzte Hinrichtung einer Frau namens Anna Göldi wegen Hexerei in Glarus in der Schweiz statt.

Fazit

Den Eulen als Symbol für Weisheit und Intelligenz wurde, wie vorne dargestellt, in den vergangenen Jahrhunderten vor allem dahingehend Unrecht getan, indem sie mit dem Unheimlichen, Bösen, der Hexerei und Teufelei in Verbindung gebracht, sogar gequält und an Scheunentoren angenagelt wurden. Gott sei Dank sind diese Volksglaubensvorstellungen in unserem Sprachraum so gut wie nicht mehr existent. Vielmehr sei zuletzt angemerkt, dass eine Eule neben ihrer positiven Symbolik auch verkörpert, dass eine bessere freundlichere Welt ohne Vorurteile, Hass und Ungerechtigkeit möglich ist. Und die Eule – weiblich „bestimmt“ – charakterisiert wohl im übertragenen Sinne auch das Phänomen, dass Symbole ihre Bedeutung verändern können. Veränderungen, die auch unsere Wertkultur mitbestimmen.



Versilberte Eule, Kunsthandel und Galerie Pauline Tillian
Foto: Pauline Tillian



Tirol / Berufs-Safari
Foto: WiFi der Wirtschaftskammer

AMAZONEN AM ARBEITSMARKT?

Jenny Illing

Seit 1996 verleiht der Verein *Sprungbrett für Mädchen* alljährlich einen Preis an Unternehmen in Wien und Umgebung, die sich in der Förderung von Mädchen und jungen Frauen in der handwerklichen/technischen Lehrausbildung auszeichnen: den *amaZone Award*. Allein schon über die Bezeichnung ließe sich viel sagen, galten die Amazonen der griechischen Mythologie doch als wagemutige Kämpferinnen, die wie Männer in den Krieg zogen. Die Geschichte der Geschlechterstereotypen ist ebenso lang wie langlebig. Dass es aber eine solche Auszeichnung überhaupt gibt, zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch geben muss, ist Symptom für die nach wie vor existierende Ungleichbehandlung der Geschlechter, auch und insbesondere am Arbeitsmarkt.

Die Situation ist allseits bekannt. In zahllosen wissenschaftlichen Arbeiten, aber auch in den Medien ist ihre Geschichte längst analysiert. In unzähligen Politikerreden wird sie seit langem angeprangert. Aber dennoch existiert das Problem noch wie vor. Es existiert, weil es tief in unserer Gesellschaft sitzt. Das Bundesland Tirol bildet hier keine Ausnahme. Es wundert daher nicht, dass es auch in Tirol von Seiten der Kammern, von öffentlichen und privaten Institutionen spezielle Frauenförderprogramme gibt, die Anreize dafür setzen sollen, dass mehr Frauen klassisch männliche, also technische Berufsfelder ergreifen. So gibt es seit 2002 beispielsweise den aus den USA übernommenen *Girls' Day Tirol*, eine Initiative der *amg-tirol* (Arbeitsmarktförderungs-GmbH). „Der Girls' Day“, lesen wir auf dessen Internetseite, „bringt Mädchen Handwerk und Technik näher.“¹ Der nächste *Girls' Day Tirol* wird am 23. April 2015 stattfinden. Ziel ist es, Mädchen neue Berufsperspektiven sichtbar werden zu lassen. Es gelte zu erkennen, „dass Mädchen ein ebenso großes Potenzial für Handwerk, Technik und Naturwissenschaften mitbringen wie Burschen ...“ und weiters „mit Klischees und Stereotypen aufzuräumen und Mädchen, Eltern, Lehrpersonen und die breite Öffentlichkeit für neue Rollenbilder zu sensibilisieren.“² Als Handreichung für die Schulen gibt die *amg-tirol* eine Broschüre heraus, das „Handbuch Berufsorientierung für Mädchen, Technik, Naturwissenschaft und Handwerk.“

Der *Girls' Day Tirol* ist keineswegs die einzige einschlägige Initiative in unserem Bundesland. So gibt es beispielweise die Schulaktion „Der Kleine Albert. Jugend forscht in der Technik“, hinter der die *Wirtschaftskammer Tirol* und der *Förderverein Technik Tirol* stehen. Die Initiative möchte gleichermaßen Mädchen wie Burschen für technische Berufe interessieren. Leider spiegelt sich das in der Bezeichnung der Aktion nicht wieder, sonst müsste es ja eigentlich – als kleine Anregung – „Albertine und Albert forschen“ oder so ähnlich heißen.

Dennoch: Schön und gut, könnte man sagen. Erfreulich, dass es solche Initiativen – wenn auch viel zu spät – gibt. Man darf

sich allerdings keine Illusionen machen: Die Gründe für die vielseitigen Bestrebungen, Frauen für traditionelle Männerberufe zu interessieren, liegen nicht in längst überfälligen Bemühungen um Gendergerechtigkeit. Sie sind nicht ethischer, sondern ökonomischer Natur. Die Institutionen dahinter machen auch überhaupt keinen Hehl daraus, dass es schlicht und einfach zu wenige Männer am Arbeitsmarkt gibt und Frauen für das Florieren der jeweiligen Wirtschaftsparten gebraucht werden. Hinter den Versuchen, Frauen in die Technik-Berufe zu bringen, steht also ein volkswirtschaftliches Problem, das mit der demographischen Entwicklung zusammenhängt. Wenn es nicht gelingt, mehr Frauen in technische Berufe zu bringen, werden Unternehmen bald einen Fachkräftemangel haben.

Streiflicht auf die Geschichte der Frauennarbeit

Die ökonomische Notwendigkeit, Frauen allgemein in den Arbeitsmarkt, der ja in der Vergangenheit fast ausschließlich eine Domäne der Männer war, und speziell in technische und naturwissenschaftliche Berufsfelder zu integrieren, ist allerdings keineswegs neu. Dementsprechend lang ist die Geschichte der ungleichen Behandlung von Frauen und Männern, die sich nicht zuletzt und leider bis heute in ungleicher Entlohnung ausdrückte und ausdrückt; und das, obwohl bereits 1889 auf dem Pariser Arbeiterkongress die Forderung nach gleichem Lohn für



Girls' Day Tirol
Foto: amg-tirol

gleiche Arbeit aufgestellt worden war. Bereits 1906 ging die Berliner Sozialreformerin Alice Salomon in dem Essay „Gleicher Lohn für gleiche Leistung“³ den Ursachen der ungleichen Entlohnung nach und fand überzeugende Erklärungen dafür. In der Hauptsache seien es schlicht die Gesetze des Marktes, die die Arbeitgeber immer die billigste Arbeitskraft suchen und finden ließen, und das waren lange Zeit die Frauen, in deren Lebensplan oder man könnte auch sagen, deren männlich vorgegebenem Rollenbild Ausbildung und Beruf einen geringen Stellenwert einnahmen. Allein schon aufgrund ihrer schlechteren Ausbildung wurden Frauen daher schlechter entlohnt. Die Männer, die letztlich für diese Situation hauptverantwortlich waren, hätten die Frauen dennoch als unlautere Konkurrentinnen, weil Lohndrückerinnen bekämpft. Auf der anderen Seite hätten Frauen sich zwar bitter über die ihnen bezahlten geringeren Löhne beklagt. Salomon vertritt aber die vor 100 Jahren provozierende These, dass die Frauen an dieser ihrer Situation nicht ganz unschuldig seien. Damit nimmt sie annähernd ein halbes Jahrhundert früher eine zentrale These Simone de Beauvoirs vorweg. In deren viel zitierten Werk „Das andere Geschlecht“ (Original *Le Deuxième Sexe*, 1949) ist zwar zu lesen, dass die Unterdrückung und Benachteiligung der Frau gesellschaftlich bedingt und der Mann dafür verantwortlich sei, dass aber die Frau „Halb Opfer, halb Täter, wie

wir alle“ (Jean-Paul Sartres) ihre soziale Benachteiligung teilweise mit zu verantworten hätte, weil sie sich zu lange in ihr Schicksal gefügt hätte. Alice Salomon rief bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf, dass Frauen die Ursachen der ungleichen Entlohnung von Mann und Frau selbst beseitigen müssten. Die zunehmende Arbeitsteilung, die Zergliederung der Arbeitsabläufe im Prozess der Industrialisierung hätten unterschiedliche körperliche Voraussetzungen von Frauen und Männern unbedeutend werden lassen. Die Maschine habe „die Muskelkraft der Männer“ längst entbehrlich gemacht. Dass dennoch Frauen und Männer selten genau dieselbe Arbeit verrichteten, daher auch nicht gleich entlohnt würden, läge in erster Linie an den freilich historisch und gesellschaftlich bedingten Vorstellungen von Frauen, für die der Beruf oft nur ein Zwischenstadium auf dem Weg zur Familie darstellte. Daher verfügten Frauen meist über schlechte Ausbildungen und würden, wenn sie arbeiteten, gar nicht die Forderung aufstellen, ihren Unterhalt vollkommen allein verdienen zu wollen. Die Arbeit im Haus und für die Familie bliebe ja dann ohnehin ohne finanzielle Entlohnung.

Angekommen im Hier & Jetzt?

Heute, über 100 Jahre nach den Überlegungen Alice Salomons, sind die von ihr festgestellten Ursachen der Ungleichheit von Frauen und Männern am Arbeitsmarkt zumindest in mitteleuropäischen Ländern ein Stück weit, wenn auch keineswegs vollständig, beseitigt. Der Arbeitsmarkt zeigt aber nach wie vor hinsichtlich der Beteiligung und Behandlung der Geschlechter starke Unausgewogenheit. Damit kommen wir auf die eingangs angeführten Initiativen zurück, die junge Frauen motivieren sollen, sich stärker für „männliche“, sprich



Der Boysday: Auch die Burschen sollen für „Frauenberufe“ begeistert werden!

Foto: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz

technische und naturwissenschaftliche Berufe ausbilden zu lassen. Dass die entsprechenden Aktivitäten überall, so auch in Tirol primär wirtschaftliche Gründe haben, wurde bereits gesagt. Dass sie überhaupt notwendig sind, zeigt aber, dass noch immer geschlechtsstereotype Erwartungen und Vorstellungen wirksam sind. Zunächst einmal sehen wir nach wie vor eine geschlechtliche Segregation bei der Wahl des Schultyps – auch wenn sich die Lage hier gerade in den letzten Jahrzehnten entscheidend gebessert hat. Deutlicher noch spiegeln sich stereotype Bilder in der Studienrichtungsentscheidung und jener des Lehrberufs. An der Leopold Franzens Universität Innsbruck waren z. B. im Studienjahr 2012/2013 14.390 (53,1 %) Frauen und 12.718 Männer (46,9 %) als ordentliche Studierende immatrikuliert. Weibliche Studierende waren also erfreulicherweise in der Überzahl. Ein Blick auf die Verteilung nach Studienrichtungen zeigt aber ein ganz anderes Bild. So waren etwa an der philologisch-kulturwissenschaftlichen Fakultät, also in den sprach- und literaturwissenschaftlichen Studien 79,2 % aller Studierenden weiblich. An der Fakultät für technische Wissenschaften waren dagegen nur 15,3 % Frauen inskribiert. Bei den Lehrberufen sieht es leider noch schlechter aus. Aus einer großen Zahl möglicher Lehrberufe werden von Mädchen in Österreich noch immer vor allem folgende drei, typisch weibliche und leider auch schlecht bezahlte gewählt: auf Platz eins steht der Einzelhandel (25,8 %), gefolgt von Bürokauffrau (11,9 %) und an dritter Stelle Friseurin und Perückenmacherin (10,0 %). Der erste technische Beruf kommt dagegen erst auf Platz zehn mit Metalltechnik (1,9 %) (WKO Lehrlingsstatistik 2013).

Es ist so gesehen nicht verwunderlich, dass der aktuelle Einkommensbericht des österreichischen Rechnungshofes vom 22.12.2014 zu dem Ergebnis gelangt, dass Frauen in Vollzeitjobs 18 Prozent weniger als ihre männlichen Kollegen verdienen. Damit ist aber erst ein Teil des Problems erfasst. Dazu kommt noch, dass Frauen nach wie vor überdurchschnittlich stark teilzeitbeschäftigt arbeiten. Die Teilzeitbeschäftigten mitgerechnet beträgt die Gehaltsschere zwischen Männern und Frauen aktuell erschütternde 39 Prozent! Verantwortlich dafür ist zweifellos die bis heute nicht gelöste Vereinbarkeit von Familie und Beruf, d. h. der Umstand, dass die Bewältigung des Familienalltags noch immer in erster Linie Frauensache ist, auch wenn sich hier allmählich Änderungen abzeichnen.

Sicherlich und erfreulicherweise haben wir uns daran gewöhnt, immer wieder einmal Mechanikerinnen, Anstreicherinnen, Zimmerfrauen und ähnliches zu sehen. Es gibt auch Beispiele für Frauen als erfolgreiche Unternehmerinnen in technischen Berufen oder als Universitätsprofessorinnen für Astrophysik oder Informatik. Allein der Umstand, dass diese Beispiele überhaupt auffallen und/oder besonders hervorgehoben werden, spricht aber eine eindeutige Sprache.

Hier ist noch längst nicht alles getan, weder in Hinsicht auf die Gleichberechtigung von Frauen am Arbeitsmarkt noch was die Lohngerechtigkeit anlangt. Nicht umsonst braucht es gerade in Österreich, das in Hinblick auf die Gleichstellung von Frau und Mann im Arbeitsleben weltweit gesehen alles andere als eine Vorreiterrolle einnimmt, Initiativen wie den *Equal Pay Day*. Von dem überparteilichen internationalen Frauennetzwerk BPW (Business and Professional Women) ins



Starke Frauen

Foto: Pixabay



Girls' Day Tirol

Foto: amg-tirol

Leben gerufen tritt er mit dem Slogan „gleicher Lohn für gleiche Arbeit“ für Chancengleichheit am Arbeitsmarkt ein. Der Slogan erinnert in bedrückender Weise an den Titel des oben erwähnten vor über 100 Jahren erschienenen Essays von Alice Salomon „Gleicher Lohn für gleiche Leistung“. Die immer wieder zu hörende Erklärung, dass Frauen sich die falschen Jobs aussuchen würden, die Jobs mit dem geringsten Einkommen, ist so gesehen infam. Vielmehr ist der Aussage der renommierten Harvard-Professorin für Volkswirtschaftslehre Claudia Goldin, einer jener Ausnahmen, in der New York Times vom 23.04.2014 zuzustimmen: „pay gap is because of gender, not jobs“.⁴

Blick in die Zukunft

Trotz aller Modernisierungsprozesse, die zu weit greifenden gesellschaftlichen Veränderungen führten, bleibt also ein nüchterner Befund stehen. An ihn schließt sich die Frage, was passieren müsste, damit diese, für eine Zivilgesellschaft unerträgliche Situation endlich bereinigt werden könnte. Antworten gibt es viele. Allein an der Umsetzung krankt es nach wie vor. Die „Heilung“, daran besteht kein Zweifel, wird noch geraume Zeit beanspruchen. Zwei Gedanken bzw. Hinweise auf bereits im Gang befindliche Prozesse zur Beschleunigung seien abschließend dennoch erlaubt:

Aufklärung und Information sind zum einen sicher weiterhin sinnvoll und notwendig. Neben den oben genannten Aktivitäten wie dem *amaZone-Award* oder dem *Girls' Day* sei hier noch auf die Initiative *Frauen in Handwerk und Technik (FIT)* des *Arbeitsmarktservice Österreich* hingewiesen.⁵ Auf der entsprechenden Webseite gibt es einen link zum *FIT-Gehaltsrechner*,⁶ der jungen Frauen auf Berufssuche eindrücklich vorrechnet, wie sehr es sich für sie „rentiert“, bei der Berufswahl in neue Felder vorzudringen. Ich bin aber davon überzeugt, dass alle Bemühungen von öffentlicher Seite nicht wirklich von nachhaltigem Erfolg gekrönt werden, wenn es nicht gelingt, auch an anderer Stelle anzusetzen und durchzudringen: innen in der Sphäre des Privaten, Familiären, der Erziehung und der Schule. Das mag im ersten Moment banal und konservativ erscheinen, ist aber weder das eine noch das andere. Ich denke, frau/man muss tatsächlich bei der Kindererziehung ansetzen; frau/man muss endlich aufhören, Mädchen und Buben ihr angeblich angeborenes Geschlecht anzulernen. Das beginnt bei ganz banalen Dingen; etwa, dass Mädchen und Jungen gleichermaßen im Haushalt mithelfen müssen oder für die Obhut der kleineren Geschwister Verantwortung übernehmen, dass Mädchen genauso beim handwerklichen Heimwerken herangezogen würden wie Jungen bei der Arbeit in der Küche. Eine solche geschlechtsneutrale Früherziehung müsste selbstverständlich in Kindergarten und Volksschule weitergetragen werden, in genderneutralen Unterrichtsmaterialien und ähnlichem mehr. Die Kinderbetreuungsdebatte, muss ebenfalls in den Vordergrund gehoben werden, denn erst, wenn die Betreuung der Kinder gewährleistet ist, können sich Mütter oder Väter wieder einem



Sieger/innen des amaZone – Awards in Wien
Foto: Verein Sprungbrett

Vollzeitjob widmen. Der Vereinbarkeitsindikator für Familie und Beruf (VIF) soll Transparenz in die Diskussion bringen: 45 Stunden wöchentliche Öffnungszeit, tägliches Angebot an Mittagessen und nicht mehr als 25 Schließtage für Kinderbetreuungsstätten. Das ist leider noch immer eine Wunschvorstellung. Die letzte aktuelle Zahl dazu war 16 Prozent, also 16 Prozent der Kinderbetreuungsstätten erfüllen die genannten Kriterien. Weiters wären flexiblere Arbeitszeiten ein wichtiger Schritt, um Frauen mit Kindern überhaupt die Möglichkeiten zu bieten, einen Vollzeitjob ausüben zu können. Hier ist manches im Gang, aber ebenso viel noch zu tun. Pessimisten mögen diese Gedanken mit der Redewendung vom *Tropfen auf den heißen Stein* abtun, Optimisten darauf mit einer anderen geflügelten Wort antworten: *Steter Tropfen höhlt den Stein*.

- ¹ Online unter: www.amg-tirol.at/content/girls-day (29.12.2014)
- ² Ebd
- ³ Alice Salomon: *Gleicher Lohn für gleiche Leistung*
In: *Das Blaubuch* 1/Nr. 30 (1906)
- ⁴ Claire Cain Miler: *Pay Gap Is Because of Gender, Not Jobs*.
Online unter: nyti.ms/1IF60fc (23.04.2014)
- ⁵ AMS. Online unter: www.ams.at/service-arbeitsuchende/angebote-frauen/frauen-handwerktechnik (30.12.2014)
- ⁶ FiT Gehaltsrechner
Online unter: www.fit-gehaltsrechner.at/ (30.12.2014)



*Helmut Zwirger malte das Ideal von Frau und Kind am Strand -
eine Wirklichkeit, die der medialen Schau entspricht.*

Foto: WWL

AUS DER ANONYMITÄT HERAUSTRETEN. JETZT. JA- UND NEIN-SAGEN. SELBSTBESTIMMT.

Anmerkungen zum Thema: „Die transparente Frau“ – oder mediale Begegnungen der vermeintlich dritten Art.

Winfried Werner Linde

Das Charakterbild des Menschen schwankt nicht nur in der Geschichte, wie Schiller schrieb. Es schwankt auch in den Medien und insbesondere dann, wenn es um Frauenrecht und Selbstbestimmtheit geht. Der transparente Zustand des Menschen als solcher und diesfalls jener der Frauen ist in der Vergangenheit ein Alb-Traum gewesen und in der Gegenwart durch die virtuelle Welt und die sozialen Medien zu einer beängstigenden Wirklichkeit geworden.

Es gibt keine Durchsichtigkeit, von keinem Menschen.

Es gibt das Geheimnis des Mensch-Seins von Frau und Mann.

Es gibt die Verschlossenheit des Innenlebens nach außen.

Die Magnetresonanz zeigt den materiellen, nicht den geistigen Zustand.

Geschriebene Sätze oder gefilmte wie fotografierte Szenen in den Medien zeigen eine Situation, nicht die Gesamtheit der Lebensfaktoren. Das ist die Lüge in der Gegenwart: Scheinwelten werden aufgebaut, indem man bestimmte Situationen festhält, Aussagen aus dem Zusammenhang reißt.

Bilder verzerrten – der Urschrei im Urwald, in den Menschen zwischen Schaben, Spinnen, Schlangen und ihren inneren Ängsten ist drehbuchgerecht gestaltet. Das Bild der Frauen, die sich diesen Situationen ausliefern ist die gleiche wie jene, die um die Gunst eines so genannten Bachelors buhlen oder sich mit dem Landleben (angeblich) anfreunden, weil ein Bauer eine Frau sucht. Die Traumreisen von Model-Männern, die sich mit einem Dutzend so genannten Schönheitsköniginnen auf einer Insel treffen, sind verfälschte archaische Muster. Längst weiß man aus der Verhaltensforschung, dass nicht die Männer, sondern die Frauen die Auswahl treffen und die Kriterien sind so vielfältig wie die Gedanken der Macher solcher TV-Quotenbringer einfältig sind.

Das ist die eine Seite – und diese ist ebenso düster wie die andere.

Denn es gibt auch das Aufzeigen von Leben an solchem, von Lebensfreud und Leid, von Atemlosigkeiten, von Ängsten und Erkenntnissen.

Flüchtlingslager, Frauen mit Kindern vor dem Erfrieren, die allein erziehende Mutter, die in Armut lebt, längst eingeholt von den ständigen Ängsten ums Überleben. Zwischen den Flüchtlingslagern im Libanon oder anderswo, zwischen den Müttern in Lampedusa und jenen, die im Wohlstands-Inferno irgendwo in Mitteleuropa in ständiger Angst leben, gibt es keine Unterschiede.

Die Frau ist dem Voyeurismus ausgeliefert und dies besonders medial – in der Nahaufnahme. Alles wird sichtbar.

Die Menschenfrau als Bajazzo: Seht her, ich bin's. Wir leben in einer psychologisierten Gesellschaft, in der die Allwissenheit über das Menschhafte die Menschlichkeit des friedvollen Lebens abgelöst hat. Jede und jeder für sich und Gott gegen alle. Die mediale Wirklichkeit hat das Geheimnisvolle zerstört, Quotenfrauen sind Quotenmännern gewichen, das Gewordene ist der Zerstörung gewichen und das ist gut für das Verhalten der Mehrheit, also der Frauen, die sich wie eine Minderheit verhielt und sich duckte, ja – selbstzerstörerisch ducken musste.

Bis in die Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts, also in einer Zeit, in der es angeblich die politische Aufklärung gab, mussten die Frauen, die Männer um Erlaubnis fragen, wenn sie einer Arbeit nachgehen wollten. Ohne die Einwilligung des Mannes keine Selbstständigkeit, weder im Privaten noch in der Gesellschaft.

Bis die Befreiung postuliert wurde.

Das war 1969 im Suhrkamp-Kursbuch 17. Die Autorin Luc Jochimsen schrieb ein Essay unter dem Titel „Die Mehrheit, die sich wie eine Minderheit verhält“ und wies erstmals auf die demokratischen wie auch demographischen



Die Künstlerin Maria Anna Bergsmann (Bilder einer Ausstellung in der Innsbrucker Hofburg) befasst sich mit Körperwelten - aus der Sicht einer kritisch-offenen Frau.

Foto: WWL

Mehrheitsverhältnisse hin. Es gibt mehr Frauen in der Gesellschaft als Männer, aber weder in der politischen Vertretung noch in der Bezahlung für ihre Arbeit schlägt sich dies nieder. Damals, 1969, keine Spur von Gleichheit.

Luc Jochimsen wurde als Tochter eines Speditionskaufmanns 1936 in Nürnberg geboren. Die Schulzeit in Frankfurt am Main beendete sie 1956 mit dem Abitur. Sie studierte Soziologie (bei Helmut Schelsky und Heinz Kluth), Politikwissenschaft (bei Siegfried Landshut) und Philosophie an der Universität Hamburg. 1961 folgte ihre Promotion zur *Dr. phil.* bei Schelsky an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster mit der Arbeit *Zigeuner heute – Untersuchung einer Außenseitergruppe in einer deutschen Mittelstadt*.

Jochimsen, die später für die Linke politisch aktiv war und auch als Bundespräsident-Kandidatin nominiert wurde, zeigte damals, im Nachhinein des Jahres 1968 ein Tabu auf, worüber man nicht sprach – schon gar nicht in den politischen Diskussionen.

Das war damals.

Und heute: *„Jetzt tritt sie ins Licht. Die neue einsame Frau lebt mittendrin, zwischen all den anderen erfolgreichen, attraktiven, sozial erfüllten jungen Menschen. In ihrem Milieu ist es unmöglich geworden, sie zu erkennen: Auch sie lebt in urbanen Ballungszentren, arbeitet in Agenturen, wird Lehrerin oder Professorin, stellt in Galerien aus, schreibt Bücher oder Blogs, designt Mode oder Websites und trägt ein ständig vibrierendes Handy mit sich herum. Ein Premium-single, ein potenzieller Elitepartner, genau wie die Werbung sie anpreist, allererste Ware, die nach spätestens elf Minuten nicht mehr auf dem Markt sein dürfte.“* (Die Zeit, 21.12.2014).

Wenn die Quotenfrau zwei Mal klingelt, in den politischen Parteien und die politologisch verbrämten Medien-AnalystInnen ihre angeblich nicht aus dem Kaffeesud gelesenen Prognosen abgeben, fehlt die Wirklichkeit der Ausgrenzung der Frauen in den Nebenschauplätzen abseits des medialen Wirbels völlig. Das Ausgeliefert-Sein an die Wirklichkeiten der Gegenwart, die Ängste wie auch das Entsetzen des Erlebens der realen Welt, fehlen gänzlich.

Ganze Generationen verlieren sich irgendwo in einem Nebensatz.

Die Senioren, beispielsweise, sieht man nicht – und meistens sind die Frauen davon betroffen.

Ein gesellschaftliches Phänomen? Es geht nicht anders in der Quotenwelt? Wir haben eh die Regierungsbeteiligung der Frauen? Und seit damals, den späten Sechziger- und frühen Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts hat sich alles verändert?

Wer spricht heute noch vom Ausstattungsbeitrag, der damals üblich war: Frauen, die bis zur Verheiratung gearbeitet hatten, ließen sich ihre Pensionsansprüche abgelden. Sie verzichteten zu Gunsten der Ehe und der „Obsorge“ des Mannes auf ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Doch das war damals, sagen fast alle.

Das hat sich geändert, meinen viele – immer wieder in Diskussionen. In der Masse – damit sind nicht die zehn Prozent Gebildeten gemeint, die sich mit der Wirklichkeit auseinandersetzen. Von dieser wollen aber die Wenigsten etwas wissen: Die Frau als Objekt oder als Mittel zur Unterhaltung ohne Rücksicht auf die Würde – in den Medien, vornehmlich den bunten Blättern und den Privatsendern, ist die selbstverständlich. Die Unterhaltung deckt die Sorge um den Unterhalt zu, die Wahrheit ist keine pluralistische, sondern weiterhin eine eindimensionale Sicht auf die Dinge.

Der Mensch ist in der Welt der Transparenz durch die mediale Berichterstattung längst zu einem Mittel zum Zweck der Erreichung von Reichweiten und Quoten verkommen und was hinter den Fassaden der Häuser und den Äußerlichkeiten von Scheinbildern der Modewelt vor sich geht interessiert nur am Rande. Liebschaften und Liebeleien, Flirts und Bussi-Bussi – die Seitenblicke-Gesellschaft hat die Tiefblick-Gesellschaft längst überrundet.

In der „taz“ erschien folgender Beitrag, der in den sozialen Medien rasch die Runde machte und x-Mal kommentiert wurde:

Es folgt: ein kleiner Nachrichtenüberblick der letzten Tage. Julia Klöckner will Burkas verbieten. Vollverschleierung steht für „ein abwertendes Frauenbild“, sagt sie. „Burka geht gar nicht“, findet auch Jens Spahn, gesundheitspolitischer Sprecher der Unionsfraktion. „Dass Frauen sich nur komplett verhüllt im öffentlichen Raum bewegen dürfen, kann ich nicht akzeptieren.“ Wohlgemerkt: „dürfen“. Von „wollen“ kann nicht die Rede sein, das würde die betroffenen Frauen ja als Subjekte outen, und dann wär's komplizierter.

Kompliziert ist es auch mit der „Pille danach“. Was haben sie sich gestraubt bei der CDU, damit die Pille danach nicht rezeptfrei wird, und jetzt wird sie es doch, der EU sei Dank. Da ärgert sich Jens Smartieboy Spahn und twittert: „Wie wäre eigentlich ne ‚Pille anstatt‘ statt einer ‚Pille danach‘...? “ Ja, wie wäre das? Und wie wäre „Denken statt Twittern“ statt „Denken danach oder gar nicht“?

Weiter im Newsfeed.

In Großbritannien gibt es neue Regeln für Pornos, die man per Video on Demand gucken kann. Diese dürfen jetzt bestimmte Sexpraktiken nicht mehr zeigen, unter anderem weibliche Ejakulation. Männliche Ejakulation bleibt erlaubt.

Nächste Nachricht:

Die ungarische Polizei will Vergewaltigungen verhindern und dreht dafür ein Video, in dem sich junge Frauen in kurzen Röcken betrinken. Die Botschaft am Ende: „Du kannst etwas dafür, du kannst etwas dagegen tun.“

Und sonst so? Madonna zieht sich für das Magazin Interview aus. „Madonna wieder nackt: Muss das sein?“, fragt das Rolling-Stone-Magazin. Nö, weißte was, muss nicht.

Man kann das alles auch etwas kürzer zusammenfassen: Liebe Frauen, denkt bloß nicht, dass euer Körper euch selbst gehört. Euer Körper ist ein Kampfplatz mit Brüsten. Doch, klar sollt ihr euch hübsch machen. Denn ja, natürlich werdet ihr nach eurem Äußeren bewertet. Ja, natürlich mehr als Männer. Falls ihr eine Burka tragen wollt: bloß nicht! Zeigt mehr Haut! Falls ihr gerade nackt seid: Zieht euch gefälligst was an, ihr Schlampen! Es ist sehr unwahrscheinlich, dass ihr intuitiv das Richtige tut. Eine meiner Lieblingstitelseiten hatte die InTouch vom letzten März: „Mager-Schock“ heißt es da über Heidi Klum und „Kilo-Frust: Sie wird immer dicker“ über Britney Spears, die ein Eis leckt. Die einen so, die anderen so, Hauptsache, falsch. In der Öffentlichkeit essen sollt ihr sowieso nicht, jedenfalls nicht in der U-Bahn, sonst posten fremde Menschen von euch Fotos in der Facebookgruppe „Women who eat on tubes“ und 32.600 Leute lachen euch aus. Diese Woche gab es wieder eine der berühmten „Victoria's Secret“-Shows in London: Die besten Models der Welt präsentieren mit Engelsflügeln neue BHs und Schlüpfer, und jedes Jahr träumen Tausende Mädchen davon, das auch zu dürfen. Scheiße, Mädels, hört auf zu warten. Sägt euch mit der Kettensäge Flügel aus Spanplatten oder schneidert euch welche aus leeren Pommepackungen und macht die ganze beschissene Welt zu eurem Laufsteg, denn für die allermeisten von euch

wird Heidi nie ein Foto haben, und das ist etwas, worüber ihr echt froh sein könnt.(Ende des Zitates).

Das ist nur ein Auszug. Er zeigt aber, dass es bis zur Würde noch ein weiter Weg ist – in der so genannten Medienwelt und deren Objektivität der Betrachtung.

Es sind Begegnungen der dritten Unart in der medialen Welt und die Transparenz dient vornehmlich dem Voyeurismus und nicht der Empörung über Normen, die noch immer vorgegeben scheinen – von Blatt- und TV-Machern. -

Die derzeitige Diskussion anno 2015 über Adoptionen durch Paare, die nicht aus Frau und Mann bestehen, ist ein weiterer Beweis dafür, dass die Gesellschaft immer noch durch den Alltagsfaschismus oktroyiert ist – ein Fortschritt im Denken für mehr Freiheit und Gleichheit und Selbstbestimmtheit ist nicht abzusehen.

Die Frau in der medialen Wirklichkeit: Noch immer ein durch den Männerblick gezeigtes Objekt der Begierde. Diese ist die dritte Unart – eine negative Ausgeburt der Transparenz der Frau.



Felix Weber, „Die Beifahrerin hat immer Recht...“, Öl auf Holz, 1991
Foto: Streng

AUTORINNEN UND AUTOR

Silvia Albrich, freie Autorin und Journalistin, publiziert seit 1992 Porträts, Features, Dokumentationen, Reportagen, Kritiken und Glossen für Tages- und Wochenzeitungen, Illustrierte, Fachzeitschriften und Kulturberichte Tirol, Buchautorin

Dr. Andrea Aschauer, Autorin, freie Wissenschaftlerin - Europäische Ethnologie/Volkskunde, (fach-) wissenschaftliche Begleitung von Museen und Kulturinstitutionen

Mag. Dr. Ulla Furlinger, Studium der Kunstgeschichte, Archäologie, Musikwissenschaft und Publizistik in Salzburg, Rom, Innsbruck, selbständig, Autorin und Texterin, PR- und Öffentlichkeitsarbeit für diverse Unternehmen und Institutionen, Kunst- und Kulturvermittlungsarbeit in Museen und Tiroler Kulturinstitutionen

MA Jenny Illing, freiberufliche Kulturmanagerin, Autorin & Radiomacherin, Studium der Europäischen Ethnologie, Politikwissenschaften und Erziehungswissenschaften an der Universität Innsbruck, Forschungsschwerpunkte: Mobilität, Popkultur und Arbeit

Prof. Winfried Werner Linde, lebt und arbeitet in Innsbruck, Schriftsteller, bis 2008 22 Jahre lang Redakteur bei der österreichischen Tageszeitung Kurier, zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitungen, Zeitschriften und beim ORF, Autor von Büchern und Theaterstücken, Mit-Initiator (mit Architekt Michael Prachensky) des Treffpunktes der Weltreligionen in Seefeld in Tirol

Renate Linser-Sachers, seit 25 Jahren fotografierende Redakteurin und Journalistin, Mitbegründerin des im deutschsprachigen Raum etablierten Fachmagazins WellHotel, Redakteurin Wirtschaftsmagazin eco.nova, Kooperationen mit Tourismusverbänden, Publikation von Hotelmagazinen

Gabriela Nepo-Stieldorf, von der Medizin über Pädagogik zur Bildhauerei, Ausbildung bei Prof. Imre Schrammel/ Meisterklasse Siklos und Prof. Günther Praschak/ KH Linz, artist in residence, intern. Symposien und Ausstellungen in vielen Ländern, Dozentin an der PH und am

Kulturservice Innsbruck, Gründerin der Triennale IKSIT (des intern. Keramik Symposiums Innsbruck-Tirol), Kuratorin, mehrere Kunst-Preise und Goldenes Verdienstzeichen der Republik Österreich, Mitglied des Künstler-Hauses Wien, der IGBildende Kunst, sculpture network, INTAKT

Mag. Verena Pahl, Diplomstudium der Rechtswissenschaften an der Universität Innsbruck, danach als Leiterin der Rechtsabteilung bei Creditreform in Wien tätig sowie selbständig als Rechtsanwältin in Innsbruck mit Spezialisierung auf Zivil-, Unternehmens- und Insolvenzrecht

MMMag. Dr. Daniela Pfennig, Studium der Deutschen Philologie, Medienpädagogik und Kommunikationskultur sowie Europäischen Ethnologie an der Universität Innsbruck und der Göteborg Universität, Journalistin, Lektorin, Marketerin, Kulturvermittlerin, Wissenschaftlerin und Deutsch-als-Fremdsprache-Trainerin, lebt in Völs

Dr. Edith Schlocker, Kunsthistorikerin, Kulturjournalistin mit Schwerpunkt Bildende Kunst und Architektur, Mitarbeiterin u.a. der Tiroler Tageszeitung, Architektur Aktuell und Parnass

Mag. Nina Stainer, studierte Kunstgeschichte und Musikwissenschaften in Wien und Hamburg, arbeitet für das Grafenegg Musikfestival und das Tonkünstler-Orchester Niederösterreich, lebt in Wien, als Ur-ur-ur-Enkelin der Künstlerin verfasste sie ihre Abschlussarbeit im Fach Kunstgeschichte über Anna Stainer-Knittel, im Moment arbeitet sie an ihrer Dissertation zur barocken Bildhauerskizze

Ursula Strohal, freie Kulturredakteurin mit Schwerpunkten Musik, Theater, Literatur, Tanz

Mag. Gabriele Wild, Studium der Germanistik und Slavistik in Innsbruck und Berlin, seit 2010 Programmgestaltung im Literaturhaus am Inn, seit 2013 Leitung und Organisation der Innsbrucker Wochenendgespräche, Rezensionstätigkeit und verschiedene Arbeiten zur zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur

